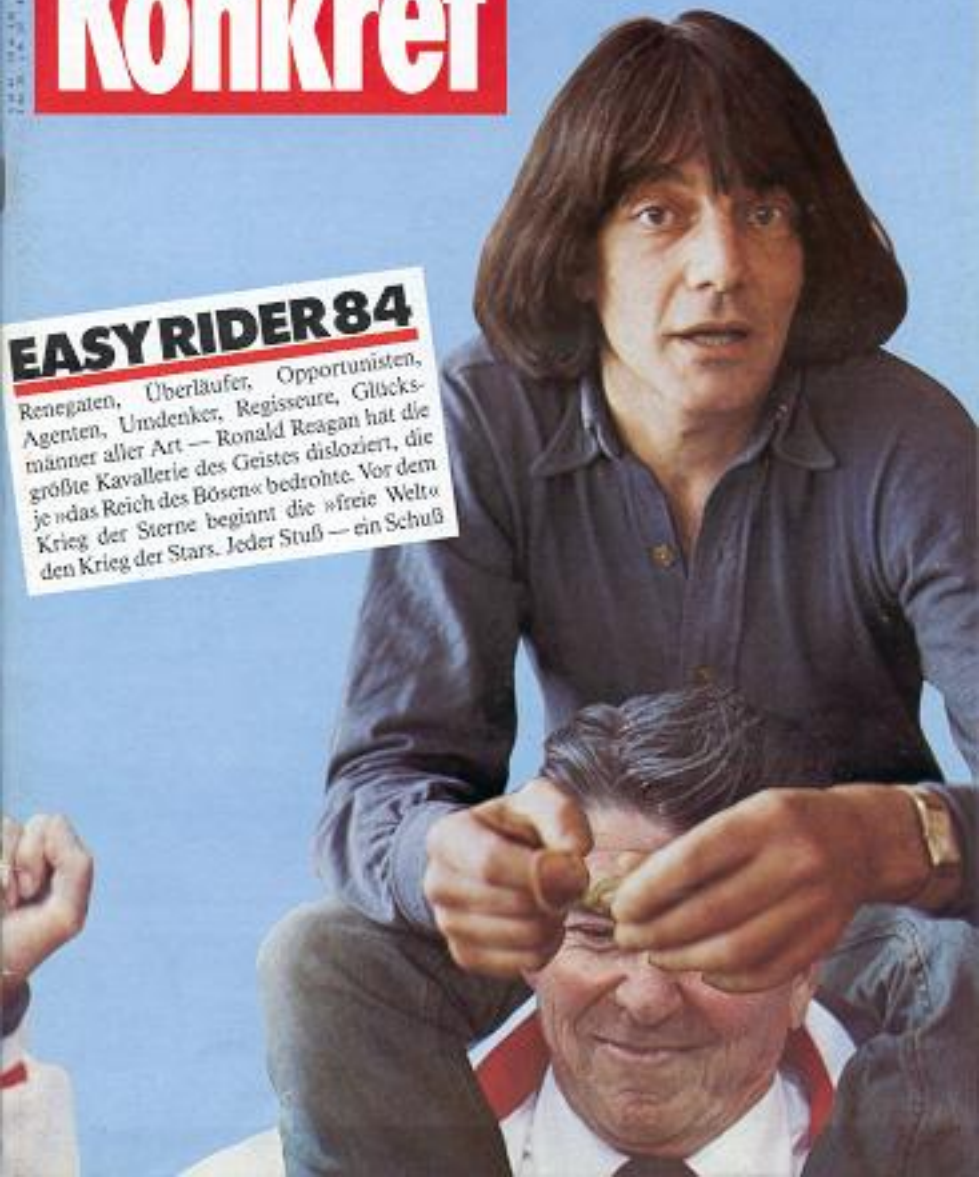
HEFT 8 AUGUST 1984 5 JAHR C 4143 E

Konkret



EASY RIDER 84

Renegaten, Überläufer, Opportunisten, Agenten, Umdenker, Regisseure, Glücksmänner aller Art — Ronald Reagan hat die größte Kavallerie des Geistes dislozíert, die je »das Reich des Bösen« bedrohte. Vor dem Krieg der Sterne beginnt die »freie Welt« den Krieg der Stars. Jeder Stuß — ein Schuß

in konkret August 1984

Mitteilung

an Konkret

Rudolf Pastora von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Völker hört die Signale von Sabine Rosenbladt
Der Schwarze Internationale, weltweites Netz von Reaktionären aller Länder, mach sich bereit, im Namen Ronald Reagans auch den »Ideenkrieg« gegen das »Reich des Bösen« zu führen. Ziel der Desinformationskampagne: Die liberalen Intellektuellen Europas und der USA. Bevorzugte Opfer im Sommer 1984: Nicaragua und Kuba. Die propagandistischen Hilfstruppen der US-Militärs in Zentralamerika leisten erfolgreiche Arbeit.

Der Aufmarsch von Sabine Rosenbladt
32.000 Marines von den Küsten Nicaraguas. Honduras ausgebaut zu einem gigantischen US-Brückenkopf, als »Routinemanöver« getarntes hektisches Invasionstraining: Die fanatischen Kommunistenhasser im Weißen Haus haben sich bereits tief in Amerikas zweites Vietnam verstrickt. Und die Friedensbewegung plant herbstliche Menschenketten. Ein Bericht.

Es geht um die Mitbestimmung von Werner Heine, Detlef Hensche
Werner Heine sprach für KONKRET mit dem stellvertretenden IG-Druck-Vorsitzenden Detlef Hensche (Foto unten)

Le Pen: Inhalte der NPD im Gewand der CSU von Eva Groepler
Portrait des Führers der immer breiteren Front National in Frankreich

Der Manager des Himmels auf Erden von Niklaus Meienberg
Nie ist der Papst, richtig bei sich. Immer ist er außer sich. Ständig sucht er seine Gläubigen in fremden Ländern heim. Keines läßt er aus, niemand kann ihm entkommen. Zuletzt weilte er in der Schweiz. Da war es so wie überall und doch auch anders. Niklaus Meienberg hat dem Papst zugeschaut

Bringt mir den Kopf. Aber geschoren von Klaus Bittermann
Selbstjustiz und Gewalt als Mittel zur Hebung der politischen Moral einer selbsternannten revolutionären Avantgarde

Der häßliche Deutsche: Umwelt-Führer von Otto Köhler
Werner Krum ist ein Deutscher. Zerfällt also in zwei Personen. Die eine kennen wir mehr als uns lieb ist. Mit der anderen müssen wir uns noch vertraut machen

Konkret-Extra: Arische »Walküre«Über die Judenfrage wird nicht gesprochen von Otto Köhler
Nichts anderes als ein Kampf der Hunde untereinander. So sprach Kriegspremier Winston Churchill, sei der Aufstand des 20. Juli in Deutschland. Unser Friedensminister Manfred Wörner dagegen verkündete zur Eröffnung der Wanderausstellung »Aufstand des Gewissens« Ende Juni im Bundeshaus: »An diesen Männern wird beispielhaft sichtbar, wie wenig sich die bösartigen und entstellenden Klischees über die deutsche und preußische Militärgeschichte mit der Wirklichkeit decken.« Und er zitierte ein späteres Churchill-Wort, die deutsche Opposition gegen Hitler zähle zum »Edelsten und Größten in der Geschichte aller Völker«. Edle oder Hunde - was waren die Männer, die am 20. Juli zur Aktion »Walküre« gegen Hitler aufstanden, denn nun tatsächlich? Eine internationale

Historiker-Konferenz In West-Berlin versuchte, eine Antwort zu geben. KONKRET-Autor Otto Köhler schildert die Schwierigkeiten, auf die sie dabei stieß, Sein zweiter Beitrag »Widerstand im Dienst des Holocaust« - vor dem Kongreß redaktionell abgeschlossen - untersucht, was die Konferenz antippte, aber nicht behandeln konnte: die Kollaboration zwischen den doch sehr deutschen Widerstands-Generalen und den Einsatzkommandos der Judenvernichtung

Konkret-Extra: Arische »Walküre«Widerstand im Dienst des Holocaust von Otto Köhler

... und nun in Sachen Abendland von Hermann Peter Piwitt

Der Geist steht links, hieß es einmal. Stand er denn? Oder dient er nur zur Innenausstattung des Marktes? Hat die Avantgarde kehrt gemacht und marschiert nun wieder an der Spitze?

Der Klagenfurter Laufsteg von Walter Klier

Walter Klier berichtet, wer bei der diesjährigen Kärtner Autorenpräsentation eine gute Figur machte.

Mach´s noch einmal, Sam von Eike Geisel

Coke ist mit 13 Millionen Dollar dabei. McDonald liefert gleich ein komplettes Schwimmstadion. Die Runderneuerung der Olympischen Spiele ist voll im Gange Erstmals tritt ein Privatunternehmen als Veranstalter auf. Eike Geisel meint, daß die bundesdeutschen Sportler von dieser begrüßenswerten Schändung der olympischen Idee nur lernen können

Stark + treu von Uwe Storjohann

Mehr als ein Händedruck war nicht drin für die Sieger. Die Anfahrt ging auf eigene Rechnung. Dennoch kamen 70.000 Sportler zur II. Arbeiter-Olympiade 1931 nach Wien.

Reagano-Papismus von Lothar Baier

Die Gulag-Religion der französischen Intellektuellen hilft der Nation, die ökonomische Krise zu vergessen

Neue Philosophie - Modell `58 von Wolfgang Schneider

Der Schweizer Karl Jaspers segnete 1958 die NATO-Strategie der Abschreckung philosophisch ab: »Die Atombombe und die Zukunft des Menschen«. André Glucksmann brachte das Buch jetzt auf die Höhe des herrschenden Zynismus

ITALIANONO von Esther Koppel, Rolf Uesseler

In Umbrien üben Zugereiste aus der BRD das Landkommune Leben. Esther Koppel und Rolf Uesseler sahen sich das Elend an

BRRDEUTSCH von Horst Tomayer

Auf einer Burg bei Heilbronn sammelte Rudolf Bahro seine Kommune-Schäfchen um sich. Horst Tomayer war auch dabei

Herz Jesus 6. Flotte von Helmut Haller

Die Deutsche Statthalterei des Ritterordens vom Heiligen Grabe zu Jerusalem lud Ritter und Ordensdamen zur feierlichen Investitur nach Würzburg. Zum anachronistischen Zug formierte sich ein munteres Frühstückskartell der Macht. Helmut Haller schummelte sich unter die Sippschaften

Auf der Elbe schwimmt ein rosa Krokodil von Christian Rentsch

Auf den europäischen Festivals von Den Haag bis Antibes, von Nizza bis Segeberg sahnen sie ab, die hochbezahlten US-amerikanischen Jazz-Superstars. Einige bundesdeutsche Sternchen sind auch dabei. Nur aus der DDR, die eine spannende und radikale Jazz-Szene vorzeigen kann, ist kaum etwas zu hören

Und er bewegte sich doch von Thomas Janssen
Der Hollywood-Regisseur Joseph Losey drehte seine besten Filme in England

Notizen

Bad Wiessee '84 von Diedrich Diederichsen

Leisten Sie sich ein Love Affair von Regina von Wegen
Was heißt hier Kitschroman? Regina von Wegen hat nachgemessen: So ein Trivialkörper kommt gut auf 18 cm und hat eine wertmäßig zu bejahende Funktion

Bücher: Rotationsprinzip von Hans Heinz Holz
Suhrkamp Wissenschaft. Weißes Programm 1984

Bücher: Cannabis statt Alpenveilchen von Matthias Altenburg
R. D. Brinkmann und R,R. Rygulla (Hrsg.): ACID - Neue amerikanische Szene, Rowohlt Verlag 1983 (Neuauflage), 420 Seiten, 19,80 DM

Bücher: Überlebenshelfer von Marina Ludemann
Michael Schneider: Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom. Essays, Aphorismen und Polemiken, Verlag Kiepenheuer & Witsch 1984, 318 Seiten, 14,80 DM

Bücher: Elend auf Bütten von Gerd Fuchs
Tänzer im Span. Zu beziehen über Peter Mathews, Hohe Weide 58, 2 Hamburg 20,80 DM

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/84, S. 3

Mitteilung

1. Anfang des Jahres begleitete KONKRET-Reporterin Sabine Rosenbladt die erste deutsche Arbeitsbrigade, die in Nicaragua zwei Monate bei der Kaffeernte half (KONKRET 3/84), auf die Fincas Oro Verde und La Laguna in Nueva Segovia. Am 11. Juli, morgens gegen drei Uhr, wurden beide Fincas von Contra-Kommandos überfallen und völlig zerstört. Mindestens eine Zivilperson wurde ermordet, mehrere entführt. Wir trauern um die Opfer.

2. Weil die CDU-Fraktion der Hamburger Bürgerschaft etwas wissen wollte, ist man jetzt über KONKRET klüger. In einer Großen Anfrage zum »Politischen Extremismus in Hamburg« begehrten die Christdemokraten auch zu wissen, »welche linksextremistischen Publikationen der orthodoxen Kommunisten und der Gruppen der 'Neuen Linken' 1983 in welcher Auflage in Hamburg verbreitet« wurden. Die Antwort des Senats fiel umfangreich aus, reichte von den »Hamburger Utsichten« als ein Organ der »orthodoxen Kommunisten« über den »Arbeiterkampf« als eine Publikation der »dogmatischen Neuen Linken« bis zur »Marxistischen Zeitung« als einer Zeitschrift der »undogmatischen Neuen Linken«. Nicht weniger als 31 Zeitungen und Zeitschriften wurden aufgelistet und nach der Grobschnittmethode in die parat gestellten Körbchen verteilt. KONKRET war nicht darunter. Deshalb konnte der Senat auch nicht kundtun, wieviele Exemplare von KONKRET in Hamburg gelesen werden. Bei der »UZ« wußte er es: »Etwa ein Zehntel der Auflage« sind für Hamburg bestimmt. Das herauszubekommen bei dem Postgeheimnis in diesem Lande ist nur ein Klacks. Um den staatlichen Schnüfflern - falls sie demnächst Antwort geben müssen auf die Frage nach der linken Infrastruktur in der Hansestadt - ein bißchen Arbeit zu ersparen, sei ihnen schon jetzt verraten, daß die verbreitete Auflage von KONKRET in Hamburg bei 6.000 Exemplaren liegt.

3. Barbara Dickmann, die einst als Moderatorin besonders der ARD-Tagesthemen Power zeigte, leitet jetzt das Bonner Büro des »Stern« - das ist jene Illustrierte, die in letzter Zeit durch Neger, Nackte, Nutten, Newton und Nikons die rapide fallende Auflage zu bremsen sucht. Doch die Themen sind einem mehr und mehr schnuppe. Der »Stern« wird eine ebensolche. Frau Dickmann über ihren neuen Arbeitgeber: »Gottseidank zählt der 'Stern' zu den ganz wenigen Illustrierten, die nicht an Weisungen der Politik gebunden sind. Kritische Storys bringen nur der 'Spiegel' und wir. Ein anderes Blatt fällt mir da nicht ein. Darauf bin ich stolz.« Wir wissen schaft was sie meint: sie ist stolz darauf, daß ihr nichts einfällt, aber trotzdem muß sie noch eins draufsetzen.»Und ich wäre keinen Tag länger hier, wenn der 'Stern' seine journalistisch - verantwortliche Linie ändern würde. Im Gegenteil, sie könnte manchmal noch stärker sein.« Die Linie? Oder überhaupt?

4. Anfang 1975 veröffentlichte KONKRET ein Interview mit dem Herrn, der jetzt, ein wenig fülliger, auch gleich Bundeswirtschaftsminister geworden ist. Damals war er allerdings dann auch bald gescheiterter FDP-Generalsekretär. Je Desaster desto ranghöher. Nun ist er Minister. Ein Blick in das KONKRET-Interview genügt, um zu erkennen, daß der Mann schon immer so gesprochen hat, wie er es jetzt tut. Originalton:

Bangemann: »Daß wir mit unserer Position zur Mitbestimmung ein gleichlaufendes Interesse der leitenden Angestellten berührt haben, ist uns nicht unangenehm. Es ist aber nicht beabsichtigt und auch nicht das Motiv unseres Handelns.«

KONKRET: »Da haben Sie aber Glück gehabt.«

Immer.

5. Jan-Philipp Sendker, der im letzten KONKRET eine Reportage über die Bundeswehr in den Wochenendzügen schrieb, ist aus der Redaktion ausgestiegen. Er wird künftig als freier Journalist arbeiten. Als solcher bleibt er auch KONKRET erhalten und verbunden.

Konkret 08/84, S. 5

an Konkret

Barrikadengemeinschaft

KONKRET 7/84: » Wo bitte geht's zum Strand« - Detlef zum Winkel über Daniel Cohn-Bendit

Als ich den Bericht las, konnte ich einfach nicht mehr anders. Vor allem, als ich folgende Sätze fand: »Das gemeinsame Handeln materialisierte sich im Aufreißen des Straßenpflasters und im Bau der Barrikaden. Hier wurden die Grundlagen für das Entstehen neuer emotionaler Beziehungen gelegt. Diese Barrikadengemeinschaft verkörperte den großen Einbruch der Zukunft in die Gegenwart.«

Also irgendwie wurde ich doch sofort an die alten Kriegskameraden vom Ersten und Zweiten Weltkrieg erinnert. Ihr lobt ihn als »wertvolle Verstärkung« für die Grünen. Ich habe keine Ahnung, wie alt Ihr seid, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß auch Ihr von '68 übriggeblieben seid - wenigstens im Geiste scheint Ihr mir doch sehr ähnlich. Übrigens, in meinen Augen ist Asterix der einzige '68er, der wirklich was erreicht hat. Er hat nämlich nicht nachgelassen.

EVA HELMS

STUTTGART

Fundierter Bericht

KONKRET 7/84: »Marcos hatte keine Wahl« von Nils Peter Ambusch über die Wahl auf den Philippinen

Zunächst möchte ich meine Freude über diesen fundierten Bericht zum Ausdruck bringen, wiewohl ich verschiedene Einwände habe:

1. Nach all meinen Informationen ist die Urheberschaft des Aquino-Attentats nicht eindeutig zuzuweisen, es existieren verschiedene schlüssige Theorien.

2. Marcos braucht keine gehorsamen IWF/Weltbank-Schüler als Berater und Kabinettsmitglieder; vielmehr haben die meisten von ihnen schon ausgelernt, und zwar an den gleichen amerikanischen Unis mit der gleichen inhaltlichen Ausrichtung wie die Technokraten der sogenannten Institutionen.

3. Der tägliche Mindestlohn von 25 Pesos darf nur als Durchschnittswert betrachtet werden.

4. Die NDF ist ein Dachverband der verschiedensten radikalen Oppositionskräfte; eine davon ist die nicht eindeutig festlegbare kommunistische Partei mit ihrem bewaffneten Arm - der NPA.

5. Ich finde es zu oberflächlich, Marcos mit dem undifferenzierten Faschismus-Begriff zu beschreiben, obwohl viele Punkte dafür sprechen.

6. Nach meinen Informationen ist die Einschätzung der Guerillastärke in allen Belangen zu euphorisch. Zwölf Millionen Unterstützer der NPA würde fast jeden vierten Filipino bedeuten (53 Millionen Einwohner). Danach könnte ja jeden Moment die Revolution losbrechen; doch soweit ist es bei weitem noch nicht.

7. Bei der Beurteilung der gemäßigten Opposition muß man immer im Blick behalten, daß es sich bei ihren Führern fast allesamt um Vertreter der einheimischen Elite handelt.

8. Auch für mein Verständnis .bedeuten mehr als 300 Tote bei einem Wahlkampf keinen friedlichen Verlauf. Dennoch werden diese Wahlen in der internationalen Presse als die, relativ gesehen, friedlichsten der letzten 38 Jahre des Landes angesehen.

9. Der Wahlboykott lag bei 30 Prozent (maximal) und muß als gescheitert angesehen werden.

10. Selbst UNIDO (»Doy« Laurel) und Namfred gestehen der KBL eine Mehrheit zu, jedoch eine wesentlich dünnere. Circa 100 : 90.

THOMAS SCHÄFER

BERLIN

Generalstreit

KONKRET-Extra 7/84: »3. Unternehmerrecht« von Otto Köhler

Es entschädigt mich für manche verdeckte Schmähung seitens der heutigen Nachfahren des von mir aufgedeckten »Arbeitsrechtskartells«, daß der wesentliche Inhalt meines vor über zehn Jahren publizierten Beitrags in der »Kritischen Justiz« nunmehr in popularisierter Form einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht worden ist. Lange Zeit war er mit einem bis in Gewerkschaftskreise hinein wirksamen Tabu belegt.

Ich bin übrigens von denjenigen, deren informelles Beziehungsgeflecht und deren in die Gewänder von Rechtswissenschaft und Rechtsprechung gekleidetes politisches Wirken ich als Kontinuum zum Arbeitsrecht im Faschismus analysiert habe, nie offen angegriffen oder einer falschen Darstellung geziehen worden. Auf Umwegen habe ich jedoch Hinweise erhalten, daß mein Beitrag vor allem die namentlich genannten Repräsentanten des »Kartells« schwer getroffen hat. Noch vor der Festveranstaltung zum 25jährigen Bestehen des Bundesarbeitsgerichts im Jahre 1980, zu der ich eingeladen worden war, wollte mich - wie mir zugetragen wurde - der damalige BAG-Präsident Müller wieder ausgeladen, vermutlich deswegen, weil er darin die Würde und das Ansehen seines Amtsvorgängers (Nipperdey) und des BAG geschändet sah.

Was mich mehr betrübt hat als solche verständlichen Reaktionen war die Tatsache, daß diese Denkmalsschändung von denjenigen, denen sie eine politische Botschaft vermitteln sollte, nur sehr zögerlich rezipiert wurde. Erst jetzt, nachdem die führenden Repräsentanten des bundesdeutschen Arbeitsrechts der fünfziger und sechziger Jahre einer jüngeren Generation Platz gemacht haben, scheint die Zeit reif zu sein, Beiträge zur notwendigen »Trauerarbeit« über den bisher recht kleinen Kreis von Eingeweihten hinaus zu verbreiten. Otto Köhler und der Redaktion von KONKRET sei dafür gedankt. Ein kleiner aber verzeihlicher Fehler ist Euch allerdings in Eurem ansonsten gründlich recherchierten Beitrag unterlaufen. Das Udo Reifner zugeschriebene Zitat auf Seite 52 (linke Spalte oben) stammt ebenfalls von mir. Es findet sich auf Seite 109 meines Beitrags .»Faschismus und Arbeitsrecht« in dem von Udo Reifner 1981 herausgegebenen Sammelband »Das Recht des Unrechtsstaates« (S. 86 ff.).

RODERICH WAHSNER

BREMEN

KONKRET-Exira: »2. Besetzerübung« von Peter Krauß

Zunächst kann ich die in der genannten Ausgabe erhaltenen Leserbriefe zum Thema 35-Stunden-Woche nur unterstreichen.

Weiter möchte ich ein paar gewerkschaftsfeindliche Äußerungen mit einigen entsprechenden Informationen etwas geraderücken.

Peter Krauß schrieb in seinem Beitrag »Besetzerübung« davon, daß »die Stuttgarter 'IGM' die Kollegen zurückpfiffen«. Nach eigenem Erleben und Gesprächen mit dem Betriebsratsvorsitzenden Hetzel (nicht Heztler) ist dies vollkommen unzutreffend. Der Baden-Württembergische Bezirksleiter der IG Metall, Ernst Eisenmann, hat im Zusammenhang mit der Aussperrung und der sogenannten kalten Aussperrung immer die Kollegen aufgefordert, sich nicht aus den Betrieben jagen zu lassen. Infolge dieser Aufforderung kam es während des Streiks und der Aussperrung zu vielfältigen Aktionen. So bei Kässbohrer in Ulm, bei SEL in Stuttgart, bei Werner u. Pfleiderer in Stuttgart und vielen anderen Betrieben. In dem Zweigwerk von Werner u. Pfleiderer in Dinkelsbühl (das zwar in Bayern liegt, aber zum Tarifgebiet Nordwürttemberg/Nordbaden gehört) wurde durch eine Betriebsbesetzung die Rücknahme der Aussperrung durchgesetzt.

HARTMUT KOWSKY

STUTTGART

Truppentransporte

KONKRET 7/84: »Im Zuge der Truppentransporte« von Jan Ph. Sendker

Einen solchen Artikel hätte man von KONKRET eigentlich nicht erwartet. Um die Stimmung unter den Soldaten realistisch zu beschreiben, bedarf es doch etwas mehr Mühe, etwas mehr Recherchen. J. P. Sendker verallgemeinert seinen Artikel auf der Grundlage von zwei Telefonaten und einer Handvoll Interviews in einem Wochenendzug. Er schließt daraus, die Soldaten seien angepaßt, hätten vor allem von der Friedensbewegung noch nie etwas gehört. Zunächst einmal muß man wohl feststellen, daß Wehrpflichtige die gleichen Jugendlichen sind, denen man in der Schule und in den Betrieben jeden Tag begegnet. Und sie haben genausoviel oder genausowenig Durchblick wie alle anderen Jugendlichen auch. Klar, der Druck und die Anmache sind beim Bund extrem größer als anderswo. Daß das Thema »Friedensbewegung« in den Kasernen sehr wohl eine Rolle spielt, wollen wir mal am Beispiel unserer Einheit hier in Oldenburg, dem zweitgrößten

Standort der BRD zeigen. Durch Gespräche beim Bier in der Kantine unter Wehrpflichtigen der Nachschubkompanie 310 hat sich hier ein Kreis von Kameraden gebildet, der sich mittlerweile schon seit über einem halben Jahr regelmäßig einmal in der Woche trifft. Und wir haben uns entschlossen, was zu tun. Über einen längeren Zeitraum haben wir alle gemeinsam mit Unterschriftenlisten, die gegen die neuen US-Atomraketen gerichtet waren, sämtliche Kameraden unserer Einheit angesprochen. Mehr als 70 Prozent aller Soldaten unterschrieben. Unsere Einheit ist keine ungewöhnliche Einheit mit ungewöhnlichen Soldaten. Wir wagen die Behauptung, würde man in allen Kasernen solche Befragungen durchführen, würden sie die gleichen Ergebnisse bringen.

Die Bundeswehr sieht das alles natürlich nicht gern. Die ersten Disziplinarstrafen wegen der Friedensaktionen in unserer Einheit sind schon verhängt worden.

JENS HIMMELREICH

BERTUS KOSOK

OLDENBURG,

Unsinn

KONKRET 7/1984: Kommentar »Siech im Volkskriech« von Hermann L. Gremliza

Kanzler Kohl bestätigt bloß besonders augen- und ohrenfällig die Tatsache, daß die wirklich tonangebenden Politiker keinerlei Befähigungsnachweis erbringen müssen. Das gibt es sonst nur noch in der Berufsgruppe der Großunternehmer. Anders als diese jedoch *bleiben* Politiker auch dann oben, wenn sie zwar fortgesetzt Phrasen dreschen und Murks machen, aber wiedergewählt werden. Darin unterscheidet sich Kohl kaum von seinen Amtsvorgängern. Von diesen unterscheidet ihn allerdings sein Name.

Wer einwendet, für seinen Namen könne einer nichts, bedenke, was Karl Kraus (18741936) dazu schrieb: »Wie an den Großen alles groß ist, so ist an den Lächerlichen alles lächerlich, und wenn ein Name eine Humorquelle eröffnet, so trägt der Träger die Schuld. Er heißt mit Recht so.« Das Wort Kohl bedeutet in der Umgangssprache: Lüge, Erdichtetes; langweilige Rede; Unsinn. Zumindest was die Kohl-Bedeutungen Unsinn und langweilige Rede angeht, bietet Kohl sehr viel Kohl, und dies ungestraft. Denn Lächerlichkeit tötet auf der politischen Bühne leider nicht.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Anti-Amerikanismus

KONKRET 7/84: »Ich mag die Amerikaner nicht ... « von Hermann P. Piwitt

72 Prozent der Gültigkeitswähler (1.085.151) entschieden sich in Hessen am 1. Dezember 1946 für die sofortige Sozialisierung (Staatsanzeiger für das Land Hessen 1946, Nummer 16, Seite 117). Dieser Volksentscheid fand wörtlich seinen Niederschlag in Artikel 41 der Hessischen Verfassung (Gesetz- und Verordnungsblatt in Hessen 1946, Nummer 34/35, Seite 229). Fünf Tage nach der Volksabstimmung, am 6. Dezember 1946, verfügte die Militärregierung die Eliminierung des Artikels 41 der Hessischen Verfassung. Die Haltung »unserer amerikanischen Freunde« focht jedoch den Parteifreund des heutigen Ausgrinskanzlers, CDU-Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Karl Arnold, nicht an, in der Landtagssitzung vom 16. Juni 1947 (nachzulesen im stenografischen Bericht, Seite 9) zu erklären: »Das kapitalistische Wirtschaftssystem hat sich an seinen eigenen Gesetzen totgelaufen... Ziel muß vielmehr eine echte Gemeinwirtschaft sein ... die deutsche Grundstoffindustrie in Gemeinwirtschaft überführt wird (Bravorufe). Eine Beteiligung des privaten Großkapitals in den vorgenannten Betriebs- und Industriezweigen wird ausgeschlossen (Bravorufe). Kriegs- und Naziverbrecher werden entschädigungslos enteignet. «

UWE KRÜGER

ERNSTHOFEN

Arbeiterlieder

KONKRET 7/84: » Völker hört das Banale!« von Diedrich Diederichsen

Daß die SPD sich jetzt überhaupt nicht mehr um Arbeiterlieder kümmern kann, hat man sich schon seit einiger Zeit gedacht; daß Diedrich Diederichsen fast eine Seite darüber schreibt, ist Zeilenschinderei, aber man nimmt es hin. Aber was

ist damit, daß ihm keiner diesen Satz wegredigiert hat: » ... eine Komposition von Theodorakis, in dessen Musik einfach zuviel Knoblauch, Weißkrautsalat, Ziegenmilch, Joghurt und Schafskäse eingearbeitet ist, um halbwegs genießbar zu sein«? So viel Humor, so wenig Grammatik.

»Man«, schreibt Diederichsen, »man möchte sich mit Rudi Arndt zusammensetzen und weinen.« Wer Rudi Arndt ist, weiß ich (ungefähr); wer ist Man?

FRITZ WITTEK

FRANKFURT

Mann lernt dazu

KONKRET 6/84: »Gesamtgesellschaftliche Übermutter« von Ursula Maria Ott

Im Juni-Heft hat Ursula Maria Ott meine Aufsatzsammlung »Weiblichkeit« rezensiert. Es sind zehn Aufsätze in dem Buch. Frau Ott beschränkt sich darauf, den über den »Kinder-Wunsch« mißzuverstehen. Dieser Aufsatz erschien schon 1980, er hat damals dem säuerlichen Rationalismus, der %las Thema beherrschte, ein passendes Wort gesagt. Heute, nach der Wende, gibt es andere Probleme, das finde ich auch. Frau Ott hätte, wenn sie dazu bereit gewesen wäre, mehr als zehn Seiten in dem Buch, das sie besprechen sollte, zu lesen, finden können, daß sie mit ihrer Interpretation, die mich in Mutterkreuznähe rückt, nun doch daneben liegt. Aber warum sollte sie lesen, was ihr nicht paßt. Wenn sie gleichwohl darüber redet, dann wenigstens mit Jahresangabe.

Was die Montage des »taz«Gespräches und die so entstandene Satire betrifft, so hab ich das wohl verdient. Ich fand das Gespräch, als ich es in der »taz« las, selbst höchst peinlich. Es waren das Auszüge aus einem längeren Gespräch; ich hatte der Interviewerin gesagt, sie könne mit ihrer Kassette machen, was sie wolle. Frau Scheub trifft keine Schuld, sie hat getan, was sie für richtig hielt; ich hätte nicht so blöd sein dürfen und wissen müssen, daß sich privates Gequatsche nicht unzensiert in ein lesbares Interview umsetzt. Na, man lernt dazu.

BARBARA SICHTERMANN

BERLIN

Konkret 08/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Rudolf Pastora

Flatternde Augenpaare über zeitlos spitzen Kremltürmchen, Sacharow (noch in Moskau), die Außenansicht des KGB-Hauptquartiers, ein KGB-Grenzposten in Uniform, ein CIA-Foto von 1977, der Agent Sorge (30er Jahre), ein Sorge-Filmplakat, ein Sowjet-Autor namens Semjonow, das Papst-Attentat 1981, Moskauer Straßenszene (1918), GPU-Grenzschützer (1932), Stalin, Berija, Andropow, Tschebrikow, der Agent Philby (50er Jahre), der Agent Blunt (1959), die Rosenbergs (1951), Abel (1957), Powers (1960), Sowjet-Diplomaten in Paris (1983) - das waren die Bilder, mit denen der »Spiegel« 1984 seine Titelgeschichte »Die 100.000 Augen des KGB« illustrierte. Taufrisch wie Tiefkühl-Sauerkraut.

»Den Titel über den sowjetischen Geheimdienst KGB, sagte Sergej Goljakow, habe der 'Spiegel' doch nur gedruckt, um das für 1985 geplante Weltjugendfestival in Moskau zu torpedieren. Goljakow, stellvertretender Chefredakteur der Moskauer Zeitschrift 'Nowoje wremja' (Neue Zeit), war letzten Mittwoch mit drei anderen Sowjet-Journalisten zu Besuch im Hamburger 'Spiegel'-Haus. Daß seine Verschwörungstheorie scherzhaft gemeint sein könnte, war ihm nicht anzumerken.« Da muß der Autor der »Spiegel«-Hausmitteilung aber lachen. Zu recht.

Um seinen Lesern dann zu erzählen, warum wirklich der »Spiegel« im Juli 1984 den KGB zum Titel- und Serienthema gewählt hat: Es sei da, 1979, in Tokio ein KGB-Mann zu den Amerikanern übergelaufen. 1983 schon hätten zwei »Spiegel«-Redakteure Gelegenheit gehabt, den Agenten in einem Washingtoner Hotel zu interviewen. Und nun erscheine im Scherz-Verlag ein Buch, das die Erzählungen des Überläufers enthalte: Wenn das keine Gründe sind.

Nun braucht man wahrlich kein Kenner geheimer Dienste und ihrer Usancen zu sein, um zu wissen, daß ein Agent, der die Fronten wechselt, ein Informant von zweifelhaftem Wert ist. Er lebt gefährlich und ist auf den Schutz, den ihm die neue Firma gewährt, angewiesen. Sie hält ihn am Leben (oder auch nicht), sie bestimmt, was er anderen erzählen darf oder muß, sie legt Ort und Zeitpunkt fest, an denen es geschieht. Das bedeutet im hier vorliegenden Fall: Die CIA hat apropos Stanislaw Lewtschenko ein Manuskript herstellen lassen, das die Agentur jetzt in deutscher Sprache bei einem Verlag ihres Vertrauens untergebracht hat. Der CIA (oder dem CIA-Mitarbeiter Lewtschenko oder dem Lewtschenko-Autor John Barron oder dem Barron-Verleger Scherz, falls die für Pressesachen zuständige 24. Kammer des Hamburger Landgerichts auf die korrekte Darstellung der Camouflage Wert legen sollte) ist es gelungen, zu einem von ihr gewählten Termin ein von ihr verfaßtes Manuskript als Titel- und Serienthema beim Leitblatt der bundesdeutschen Intelligenz unterzubringen. (Am Ende, man weiß das ja nie, hat der »Spiegel« für das Copyright auch noch was bezahlt, anstatt, wie es einer realistischen Abwägung von Geben und Nehmen entsprochen hätte, deftig zu kassieren.)

Warum also, und warum jetzt? Tatsächlich ist in diesem Sommer geheimdienstliche Tätigkeit von großer Aktualität. Nicht gerade die des KGB, der wohl seine Augen überall haben mag, aber doch die der CIA, die ihre Vorbereitungen zum Mord an dem Volk des kleinen mittelamerikanischen Staates Nicaragua gerade abgeschlossen hat und nun, vor dem Sprung zur Tat, noch ein Hemmnis überwinden muß: die Wehleidigkeit einer öffentlichen Meinung, die zwar für Freiheitsbewegungen auch nicht viel übrig hat, aber halt kein Blut sehen kann. Ihr Blick muß abgelenkt werden - auf »das Reich des Bösen« und seinen noch böseren Geheimdienst, der die Welt in seinen unsichtbaren Klauen hält. (Sogar den Papst wollte er meucheln lassen, wie wir von der CIA-Konfidentin Claire Sterling, Kronzeugin von Löwenthals ZDF-Magazin und nun auch des »Spiegels«, wissen.)

Der Verleger des »Spiegel« ist ein freundlicher, intelligenter Herr, jeder Gewalttat abhold und durchaus nicht beschränkt genug, den geschilderten Sachverhalt nicht wahrnehmen zu können. Kann ihm, der seit 35 Jahren den Lauf der Welt kommentiert, die Konsequenz seines Tuns (oder Nichttuns und Gewährenlassens) entgangen sein? Merkt er nicht, daß sein Blatt für die Mörder Nicaraguas Schmiere steht?

Gewiß, die Spielräume, die der Verleger eines solchen Blattes hat, sind enger geworden. Die Freiheit, Freiheit für Nicaragua zu fordern und für diese Forderung gar etwas zu tun, bietet das »anzeigenfreundliche Umfeld«, das sich die dort werbenden BRD-, USA- und Multi-Konzerne geschaffen haben, längst nicht mehr. Aber ist denn die reklamierte »Unabhängigkeit« schon zum schlichten Zwang regrediert, an der Brechung eines immer noch verbreiteten Widerstands gegen Völkermord mitzuwirken?

Vor ein paar Jahren, da hätte der aufgeklärte Verleger sich noch auf die Schenkel geschlagen, wenn ihm ein Redakteur zum Ruhm eines Informanten ins Blatt hätte schreiben wollen: »Lewtschenko sprach auch von seiner religiösen Läuterung... »Aber damals konnte man halt auch noch glauben, die Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas würden sich vom Segen einer mehr sozialdemokratischen Ausbeutung überzeugen lassen, und müßten also nicht einfach zusammengeschossen werden. Heute können sie wählen: Geld oder Leben. Und sie antworten: Patria o muerte!

Es ist internationale Noske-Zeit - einer muß der Bluthund sein. »Spiegel»Redakteure haben's gut: Keiner verlangt von ihnen, mit der MP unterm Arm ein paar Familien auf einer Finca in Nicaragua zu liquidieren. Sie dürfen die Schreibtischarbeit machen. Sie sind sozusagen u.k.-gestellt. Man wünschte, sie hätten nichts anderes -zu tun, als das für 1985 geplante Weltjugendfestival in Moskau zu torpedieren.

Konkret 08/84, S. 10

Nachrichten

Vorsorge

Jean Marie Le Pen, Führer - und was für einer - der rechtsextremistischen Nationalen Front in Frankreich, hatte sich für den Fall versichern lassen, daß er am 17. Juni bei den Wahlen zum Europaparlament durchfällt und die Kosten für die Wahlkampagne nicht erstattet bekommt. Die Rückerstattung hätte dann die Versicherung leisten müssen. Es kam anders.

Etwa doch?

Die in London erscheinende militärische Zweimonatsschrift »Defense Attaché Magazine« hat eine bemerkenswerte Neuinterpretation des Dramas um den koreanischen Jumbo-Jet veröffentlicht, der vor einem Jahr bei einer Luftraumverletzung von sowjetischen Abfangjägern abgeschossen worden ist. Aufgabe des Jumbo-Jets wäre es gewesen, einen Luftzwischenfall zu provozieren, um auf sowjetischer Seite einen umfassenden Alarm auszulösen. US-amerikanische Satelliten sowie der 36 Stunden zuvor gestartete Space Shuttle seien gerade in den günstigsten Positionen gewesen, um sämtliche Signale im Zusammenhang mit den Alarmierungsabläufen zu empfangen und für eine Auswertung zu registrieren. Geplant sei gewesen, nicht nur die Radar-Aktivitäten eines beschränkten Luftraumes aufzuzeichnen, sondern die Befehlsketten von den örtlichen Kommandostellen bis nach Moskau auszuforschen. Dazu bedurfte es einer länger andauernden Luftraumverletzung. Das Dilemma aus US-Sicht sei gewesen: Wenn wir eine erkennbare Militärmaschine schicken, wird sie zu schnell verjagt oder abgeschossen. Wenn wir ein erkennbares Zivilflugzeug schicken, wird vermutlich die höchste Alarmstufe gar nicht erreicht. Deshalb sei man darauf verfallen, zusammen mit dem koreanischen Jumbo-Jet ein Aufklärungsflugzeug vom Typ RC-135 mit auf die Reise zu schicken mit der Hoffnung, daß die Sowjets dein Jumbo eindeutig als Zivilflugzeug erkennen und wegjagen würden.

Ausländer raus

Während sich der Pöbel auch mittlerweile öffentlich zur Ausländerfeindlichkeit bekennen darf, ohne daß man ihn deshalb der Volksverhetzung zeihen dürfte, machen es die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten dieser Republik noch subtiler: sie schaffen die Ausländer einfach ab, indem sie Sendungen für die Ausländer streichen. Die Entscheidung des WDR-Rundfunkrates, künftig die vom Hessischen Rundfunk produzierte Ausländersendung »Rendezvous in Deutschland« - ein Titel, der den Türken so richtig Identifikation sein muß - nicht mehr zu übernehmen hat immerhin noch den Protest der Rundfunk-Fernseh-Filmunion (RFFU) hervorgerufen. Die RFFU bezeichnete die Entscheidung des WDR als einen »programmpolitischen *Selbstmord*«, der noch dazu den Programmauftrag *verletzt* und zugleich dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk schweren *Schaden* zufüge. Die Reihenfolge ließ die RFFU offen. Ist auch so schon schwierig genug.

Schlagt nach

Im Hagener »Wochenkurier« ließen Katharina und Karl Heinz Münter in der Rubrik »Familienanzeigen« eine entsprechende folgenden Wortlauts publizieren: »Du bist noch nicht verloren, Du Deutsches Vaterland solange Dir Deutsche Kinder werden geboren, die Dir treu sind verschworen mit Herzen und mit Hand. Unsere Söhne ADOLF *30. Januar 1978 und RUDOLF *22. August 1979 und Töchter KRIEMHILD *l8. Dezember 1980 und BRUNHILD *l5. August 1982 haben am 9. Mai einen Bruder bekommen - HERMANN - Möge auch Hermann der Taten des Königs David gedenken 2. Samuel 12 Vers 29-31, den Willen Gottes für sein Volk tun Jeremia 48 Vers 10 und daran glauben was er sagt Jesaja 49 Vers 26 und 1. Korinther 11 Vers 13-16 beachten.« Kleine Kostprobe? Jesaja 49 Vers 26: »Und ich will die, die dich schlecht behandeln, ihr eigenes Fleisch essen lassen; und wie mit süßem Wein werden sie trunken werden von ihrem eigenen Blut. Und alles Fleisch wird erkennen müssen, daß ich, Herr, dein Retter und dein Rückkäufer bin, der Starke Jakobs.«

Partnerschaft

Die halbjährige Arbeit einer Nürnberger Initiative hatte nunmehr mit dem Beschluß des Nürnberger Stadtrats Erfolg: Als erste bundesdeutsche Großstadt geht Nürnberg eine Partnerschaft mit einer Stadt in Nicaragua ein.

Anfang des Jahres hatte sich in Nürnberg eine Initiative zur Durchsetzung der Städtepartnerschaft mit San Carlos auf Anregung der Stadtzeitung »Plärrer« und des örtlichen Lateinamerikakomitees gebildet. Einige glückliche politische Umstände führten jetzt zu dem raschen Erfolg: Es gelang, die Nicaragua - Städtepartnerschaft in die Auseinandersetzung zur Nürnberger Kommunalwahl zu plazieren, mit dem Ergebnis ' daß nach dem Ausgang der Wahlen mit einer »rot-grünen Mehrheit« die Nürnberger SPD und die Grünen diese Forderung in ein gemeinsames Papier »zur langfristigen politischen Zusammenarbeit« mit aufnahmen. Mit den Stimmen von SPD, Grünen, DKP und des parteilosen Oberbürgermeisters wurden jetzt die weiteren Schritte zum Abschluß eines formellen Vertrages über die Städtepartnerschaft beschlossen. Verbunden mit der Partnerschaft soll eine sofortige materielle Hilfe sein.

Im gesamten Bundesgebiet gibt es 15 Initiativen und Bündnisse, die am Zustandekommen von Städtepartnerschaften zwischen bundesdeutschen Städten und Gemeinden und Städten in Nicaragua arbeiten.

Informationen und Material zu Städtepartnerschaften BRD/Nicaragua: Bundeskoordination : Lateinamerikakomitee Duisburg, c/o Yvonne Ajoub, Flurstr. 1, 4100 Duisburg 1 Nürnberg: Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Nürnberg/San Carlos c/o Kulturladen Nord, Wurzelbauerstr. 35, 85 Nürnberg

Gib Gas

Die Neue Heimat und eine Hausgemeinschaft in Dillenburg im Lahn-Dill-Kreis haben mit größter rassistischer Kaltschnäuzigkeit den Einzug einer Familie in eine Wohnung verhindert, weil zu dieser Familie auch ein 20jähriger geistig Behinderter gehört. Nachdem die Neue Heimat den Mietvertrag mit der Familie bereits geschlossen hatte, protestierte die Hausgemeinschaft - die sich auch tatsächlich so nennt - gegen die anstehenden Verunreinigungen des Mietshauses so massiv, daß die Neue Heimat prompt kuschte. Die Hausgemeinschaft fühlte sich durch die geistige Behinderung des 20jährigen in »Sitte und Anstand gefährdet«.

Arbeitskampf I

Die neue Herrenreiter-Zeitschrift »Männer Vogue« warb mancherorts mit witzig gemeinten Dialogen zwischen zwei Herren, die sich so lasen: Sagt der eine: »Was sagen Sie zur Arbeitszeitverkürzung: Endlich die 70-Stunden-Woche für Manager und Freiberufler wie Sie und mich.« Sagt der andere: »Bei so viel Freizeit versäumt man wenigstens nicht, die 'Männer Vogue' zu lesen.« Legt man eine 5-Tage-Woche mit 120 Stunden zugrunde, nimmt man 35 Stunden Schlaf an, fünf Stunden für die Wegzeiten zum und vom Arbeitsplatz und schließlich die 70 Stunden Freizeit, von der die beiden Herren schwärmen, dann gibt das lockere zehn Stunden Arbeitszeit. That's life.

Waterfront

Der politische Streit um die Aufstellung US-amerikanischer Marschflugkörper auf Sizilien hat zwischen den Bürgermeistern der Nachbargemeinden Vittoria und Comiso zu einem kleinen Wasserkrieg geführt. Vittoria (kommunistisch) wirft Comiso (sozialistisch) vor, sie lasse es zu, daß auf dem Areal der Cruise-Missiles-Stellungen das bereits knappe Grundwasser von Vittoria angezapft wird. Als Vergeltung hat der Gemeinderat von Vittoria deshalb bei Androhung einer Ordnungsstrafe von 12.000 Lire (in Worten: zwanzig Mark) beschlossen, den Raketen-Transport durch die eigene Gemeinde -zu verbieten.

Rechts zwei drei

Da die Bürger Westberlins immer schon allein durch ihre Anwesenheit in dieser Stadt die Freiheit verteidigen und deshalb nie so richtig mal ins Militär ziehen können - bislang jedenfalls noch - haben sich zwölf Abgeordnete der SPD-Fraktion für die lange Zeit der Parlamentsferien etwas besonders Schönes vorgenommen: Sie nehmen an einer zwölftägigen Informationswehrübung für nichtgediente Abgeordnete des Bundestages und der Landtage teil. Der SPD-Abgeordnete Bodo Thomas durfte bereits am 16. Juli einrücken. Für die Dauer -der Übung durfte Thomas den Dienstgrad »,Leutnant oder Oberleutnant der Reserve« tragen. Er soll Oberleutnant geworden sein.

Arbeitskampf II

So lacht man in der Praline, Heft 27/84 in der Rubrik »Witz der Woche«: »Ein Ami, ein Japaner und ein Deutscher streiten. Der Ami: Unsere Frauen haben so lange Beine, daß sie beim Reiten den Boden berühren. Der Japaner: Wir können mit einer Hand die Taillen unserer Frauen umfassen - so zierlich sind sie! Der Deutsche: Wenn wir unseren Frauen morgens zum Abschied den Po tätscheln, vibriert der noch, wenn wir nach Hause kommen - so kurz ist unser Arbeitstag.«

Umverteilung

Immer mehr Arbeitslose beziehen Sozialhilfe. Das ist eines der Zwischenergebnisse eines Forschungsprojektes der Universität Hannover über die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit. Wie der Projektleiter, Professor Bernhard Blanke, berichtete, sind die Ausgaben für Sozialhilfe in Hannover in den vergangenen zehn Jahren um insgesamt 84 Prozent angestiegen. Bereits 1982 habe jeder vierte beim Arbeitsamt registrierte Arbeitslose auch Sozialhilfe erhalten. Kennzeichnend für die Situation sei, so Blanke, daß immer mehr Arbeitslose ständig wechselnde und immer niedriger bewertete Beschäftigungen annehmen. Die Folgen seien sinkende Einkommen, eine fortschreitende soziale Deklassierung sowie eine Zunahme der psychischen Probleme.

Beschiß

Nicht Derwall, nicht die Spieler, nicht der Schiedsrichter, nicht der Ball, nicht der Rasen, nicht das Wetter, die Tore waren es. Im Pariser Prinzenparkstadion nämlich. Zu klein. Viel zu klein. Statt 7,32 in breit und 2,44 in hoch zu sein, waren sie zwar 7,34 in breit - was allerdings keine Rolle spielte, da unsere Jungens meistens hoch schießen und scheinbar drüberhinweg - aber vor allem zu niedrig: Bei einem Tor wurden am rechten Pfosten 2,40 m, 2,42 m in der Mitte und 2,43 m am linken Pfosten gemessen. Beim gegenüberliegenden Gehäuse lagen die entsprechenden Maße zwischen 2,41 m und 2,42 m. Das war nicht fair.

Toter als tot

Originalton dpa: »Freitod steht nach Unfällen an zweiter Stelle bei den Todesursachen amerikanischer Teenager. Nach einem Bericht der Zeitschrift 'Ladies Home Journal', der sich auf Zahlen des nationalen Zentrums für Gesundheitsstatistik bezieht, setzen in den USA jährlich rund 5.000 junge Menschen unter 20 Jahren ihrem Leben selbst ein Ende. Die Selbstmordziffern steigen vor allem in wohlhabenden Kreisen. Als Grund dafür wird der in diesen Familien besonders hohe Erfolgsdruck vermutet. Nach dem Bericht unternehmen fünf- bis achtmal mehr Mädchen als Jungen Selbstmordversuche. Allerdings gelingen bei den Jungen diese Versuche viermal so häufig, weil sie meist tödlichere Methoden anwenden.« Ende der Durchsage.

Konkret 08/84, S. 14

Sabine Rosenbladt

Völker hört die Signale

Der Schwarze Internationale, weltweites Netz von Reaktionären aller Länder, mach sich bereit, im Namen Ronald Reagans auch den »Ideenkrieg« gegen das »Reich des Bösen« zu führen. Ziel der Desinformationskampagne: Die liberalen Intellektuellen Europas und der USA. Bevorzugte Opfer im Sommer 1984: Nicaragua und Kuba. Die propagandistischen Hilfstruppen der US-Militärs in Zentralamerika leisten erfolgreiche Arbeit.

Schwester Peggy Healy - traute ihren Augen nicht. Die Nonne vom amerikanischen Orden der »Maryknoll Sisters« hatte gerade in der US-Kirchenzeitung »National Catholic Register« einen Artikel gelesen, in dem schwere Vorwürfe gegen die sandinistische Regierung Nicaraguas erhoben wurden. Ein gewisser Jim Stieglitz, vorgestellt als »früherer Green-Beret-Arzt, von 1967-69 stationiert in Vietnam«, berichtete da von zwei entsetzlichen Miskito-Konzentrationslagern, die er persönlich im Sommer 1983 besucht habe.

Insgesamt 37.000 Miskitos, so Stieglitz, seien dort eingesperrt. Sie würden zur Arbeit gezwungen, müßten hungern, es gäbe Folter - zum Beispiel die aus Vietnam berüchtigten »Tigerkäfige« -, Mord und viele ansteckende Krankheiten dort.

Da ganz Nicaragua zum Arbeitsgebiet der »Maryknoll Sisters« gehört, machte sich Schwester Peggy sofort auf den Weg. Begleitet von zwei Journalisten und einem kirchlichen Mitarbeiter reiste sie Anfang Februar 1984 von Managua aus nach Kukra Hill, wo nach Stieglitz' Angaben 12.000 Miskitos in einem KZ eingesperrt sein sollten.

Den Ort Teotecacente am Rama-Fluß, laut Stieglitz Zwangsarbeitslager für 25.000 in der Palmölproduktion eingesetzte Miskitos, konnte die Ordensfrau nicht besuchen, »weil«, so Schwester Peggy, »es diesen Ort einfach nicht gibt, jedenfalls nicht in dieser Gegend. Es gibt zwar ein Dorf namens Teotecacente, aber das liegt 600 km weit weg an der honduranischen Grenze, und Palmöl kann dort schon aus klimatischen Gründen nicht produziert werden.«

Notgedrungen beschränkte also die Untersuchungsgruppe ihre Nachforschungen auf Kukra Hill, das zwar nicht, wie Stieglitz berichtete, per Boot über den Rama-Fluß zu erreichen ist, da es nicht am Rama-, sondern am Kukra-Fluß liegt, aber immerhin existiert. Das kleine Team hielt sich dort zwei Tage auf, interviewte Miskitos, Kirchenpersonal, Gewerkschaftsführer, Techniker, Gesundheitsarbeiter und normale Bewohner.

Über die Ergebnisse der Recherche verfaßte Peggy Healy einen sechsseitigen Report. Ihr Kommentar: »Die Mengen von Falschinformationen, die über die Atlantikküste verfaßt worden sind, sind beträchtlich. Dieser Artikel ist eines der offenkundigsten Beispiele... Vorwürfe, daß die Sandinisten die Miskitos ausrotten wollen oder Völkermord praktizieren, sind bewußt falsch. Für mich war es verblüffend, zu sehen, welche Anstrengungen Mr. Stieglitz macht, um `Beweise´ zu liefern.«

So fanden die Besucher in ganz Kukra Hill nur 700 Miskitos; der mährische Miskitopastor »war fassungslos darüber, daß jemand, der in Kukra Hill gewesen sei, solche Sachen behaupten könne. Er verneinte kategorisch die Existenz von KZs, Folter, Tigerkäfigen, Essensentzug«. Auch die »russischen und ostdeutschen Aufseher«, die Jim Stieglitz überall getroffen haben wollte (»auf der ganzen Reise konnte ich mein Russisch und Deutsch gut gebrauchen«), konnte Schwester Peggys Gruppe trotz aller Bemühungen nicht ausfindig machen.

Wer Mr. Stieglitz beauftragt hat, mit derart plumpen Lügenstories die Zielgruppe der traditionell Nicaragua-freundlichen US-Katholiken gegen die Sandinisten aufzuhetzen, ist nicht bekannt. Großen Rätselratens bedarf es allerdings auch nicht, um herauszufinden, wer dahinterstecken könnte.

Traditionell gehört die Verbreitung von »Desinformation« zu den Aufgaben des US-Geheimdienstes CIA. Ausgestiegene CIA-Agenten wie Philip Agee, Ralph McGehee und John Stockwell haben in ihren Büchern beschrieben, wie sie routinemäßig Falschmeldungen zu produzieren hatten. So berichtete etwa John Stockwell in seinem Angola-Buch »In Search of Enemies« von einer Story über Vergewaltigung angolanischer Frauen durch kubanische Soldaten, die monatelang Schlagzeilen in aller Welt machte: Die Geschichte, so Stockwell, war von A bis Z erfunden.

US-Medienexperten schätzen, daß rund ein Drittel des Multi- Millionen-Dollar-CIA-Budgets jährlich zur Verbreitung von Desinformation, Medien-Manipulation etc. in aller Welt ausgegeben wird. Doch das schien US-Präsident Reagan noch nicht genug zu sein. Am 8. Juni 1982 kündigte er in seiner Rede vor dem britischen Parlament eine weltweite neue »ideologische Offensive« an, um die Menschheit vom Übel des »Kommunismus« zu befreien. Charles Z. Wick, Direktor der regierungseigenen »United States Information Agency« (USIA) erklärte gleichzeitig, es werde »ein anspruchsvolles neues propagandistisches Projekt« geben, um »den Ideenkrieg zu gewinnen«.

Nun ist das von Reagan-Intimfreund Wick geleitete Propagandabüro USIA auch nicht gerade ein bescheidenes Unternehmen: Im Fiskaljahr 1983 verfügte die Agentur über einen Etat von 711 Millionen US-Dollar. Zur Zeit arbeiten in 206 Zentren in mehr als 120 Ländern rund 10.000 USIA-Angestellte an einem vorteilhaften PR-Image der Vereinigten Staaten. USIA verteilt jährlich rund 2.000 TV-Programme in 62 Sprachen, vorwiegend in Ländern der Dritten Welt,

unterhält 200 Sendestationen, veröffentlicht 14 Zeitungen, organisiert »Informationsreisen« für Studenten, Journalisten, Gewerkschafter etc. und arbeitet wegen der Gemeinsamkeit der Interessen eng mit dem CIA zusammen.

Weil solche Querverbindungen und etliche Eskapaden des rechtsradikalen USIA-Chefs Wick (genannt »the Wicked«, der Bösewicht) die Propaganda-Agentur zu einem international in Verruf gekommenen Objekt machten, sollte die neue Waffe im »Ideenkrieg« sowohl vom CIA als auch von der USIA unabhängig sein. Zwei Wochen nach Reagans britischer Rede wurde in London unter der Schirmherrschaft von US-Vizepräsident Bush die »Internationale Demokratische Union« (IDU) gegründet.

In dieser nach dem Vorbild der Sozialistischen Internationale gestalteten »Schwarzen Internationale« sind die konservativen Parteien Europas, der USA, Kanadas, Australiens, Neuseelands und Japans Mitglied. Zum IDU-Präsidenten wurde 1982 der ÖVP-Vorsitzende Alois Mock gewählt, unter den Vizepräsidenten sind der Gaullist Jacques Chirac und Franz Josef Strauß. Zu den erklärten Zielen der Organisation gehört neben dem »Kampf gegen den Totalitarismus« auch die Hilfe von »befreundeten« Parteien in der Dritten Welt gegen sozialistische Kontrahenten. Denn, so Margaret Thatcher in der Gründungsrede: »Wir müssen heute einen energischen und engagierten Feldzug in die Wege leiten, um Freiheit und Gerechtigkeit all denen zu bringen, die keine Freiheit kennen.«

Ebenfalls von Reagan in London angekündigt wurde das amerikanische »Project Democracy«. »Project Democracy« sollte eine nach dem Vorbild der bundesdeutschen Adenauer-Stiftung (die sich kürzlich als hilfreich im Übermitteln von CIA-Geldern an Nicaraguas Contras erwies) modellierte Institution sein und von den Republikanern, Demokraten und dem US-Gewerkschaftsbund AFL-CIO gemeinsam getragen werden. Jährlich sollte sie 62 Millionen Dollar in alle Welt verteilen zur Unterstützung von i>freier Presse«, Gewerkschaften, Parteien, Universitäten und »demokratischer Infrastruktur«.

Leider geriet »Project Democracy« schon im ersten Jahr seines Bestehens, 1983, unvorteilhaft in die Schlagzeilen. So beschwerte sich James E. Briggs, US-Botschafter in Panama, im April 1984 schriftlich in Washington, daß das »American Institute for Free Labor Development«, eine Unterabteilung des AFL-CIO, »Project-Democracy«-Gelder dazu benutzt habe, um die Wahlkampagne des rechten Präsidentenbewerbers Nicolas Ardito Barletta in Panama zu bezahlen. Barletta, Kandidat des panamensischen Militärs, »gewann« die Wahl. Botschafter Briggs in seinem Telegramm ans Weiße Haus: »Es wäre peinlich für die Vereinigten Staaten, wenn diese Unterstützung bekannt würde. Der Botschafter bittet darum, daß dieses Projekt gestoppt wird, bevor die US-Regierung sich in Panama noch mehr kompromittiert.«

Im Januar dieses Jahres verwickelte sich USIA-Chef Wick in einen kleineren Presseskandal, weil er unerlaubterweise Telefonate mit US-Senatoren und Geschäftsleuten auf Tonband aufgenommen hatte. Die Tonbänder enthüllten, daß Wick seine Gesprächspartner ziemlich unverblümt um Gelder zur Reagan - Wiederwahlkampagne angegangen war - einzuzahlen auf Konten von »Project Democracy«. An einem Treffen mit Wick zu »Project Democracy« am 21. März 1983 nahmen auf Einladung auch mehrere Zeitungsverleger teil: Pressezar Rupert Murdoch, Sir James Goldsmith (Besitzer des französischen Magazins »L'Express«) und »Herr Springers Vertreter« (»New York Times«). Rupert Murdoch berichtete hinterher, man habe »die öffentliche Meinung in Europa über Raketen und die NATO« besprochen.

Direktor von »Project Democracy« bzw. der »Nationen Stiftung für Demokratie« (NED) ist Carl Gershman, früherer Assistent der rechtsradikalen UNO-Botschafterin Jeane Kirkpatrick und bisher bekannt wegen seiner giftigen Attacken gegen US-Kritiker aus Dritte-Welt-Ländern bei den Vereinten Nationen. In seinem neuen Job, so Gershman zur »New York Times«, werde er aber auf »niedrigeres Profil« achten.

Doch auch so wird »Reagans Lieblingsobjekt« (»Washington Post«) von Gegnern der US-Regierungspolitik mißtrauisch beäugt. So wurde die Befürchtung geäußert, »Project Democracy« könne »eine unverantwortliche Einmischung in die internen Angelegenheiten fremder Staaten darstellen und zum Werkzeug von Ideologen werden«.

Die »US Advisory Commission on Public Diplomacy« kritisierte in ihrem Jahresreport, die Âuf3erungen der Reagan-Administration über »Project Democracy« hätten »öffentliches Mißtrauen« hervorgerufen. Und die »Washington Post« nannte die neue Stiftung eine »schielende Mißgeburt«, »die über 31 Millionen Dollar pro Jahr kosten wird und den Europäern erzählen soll, was sie sowieso schon wissen - daß unser politisches System besser ist als das der Sowjets«.

Am 1. Juni 1984 blockierte deshalb das US-Repräsentantenhaus vorerst die von der Administration beantragten Mittel für »Project Democracy«, das 1983 18 Millionen Dollar erhalten hatte. Der »Ideenkrieg« wird jedoch weitergeführt. Haupt-»Feinde« sind neben der Sowjetunion die Länder Kuba und Nicaragua. In einer großangelegten Kampagne soll seit einiger Zeit vor allem die europäische Öffentlichkeit gegen diese »totalitären Regimes« beeinflußt werden, um so von Reagans ungenierter Aggressionspolitik in Lateinamerika abzulenken. Die bisher erreichten Propaganda-Erfolge sind beachtlich.

Ein Ziel ist die Verunsicherung der Linken. Deshalb müssen es möglichst »Linke« oder »ehemalige Linke« sein, die Vorwürfe gegen Nicaragua oder Kuba erheben. Der deutsche Filmemacher Werner Herzog etwa, nach eigenen Angaben

»ursprünglich ein Sympathisant der Sandinisten«, beschuldigte Ende Mai gemeinsam mit dem französischen Journalisten Denis Reichle in New York (!) Nicaraguas Regierung des Völkermords an 15.000 Miskitos. Zwar erhob sich sofort ein Sturm der Entrüstung, zahlreiche Menschenrechtsorganisationen widersprachen, und der Herzog-Reichle-Film wurde bisher nicht gesendet; aber schon der Volksmund weiß, daß »wo Rauch ist, auch ein Feuer gewesen sein muß«. Zudem hatten die Sandinisten selber Fehler in ihrer Indianerpolitik eingestanden: So unwahrscheinlich klang der »Völkermord«-Vorwurf also nicht. (Und Werner Herzog durfte sich einen Monat später mit dem Bundesfilmpreis in Gold für seinen Australien-Film, überreicht durch Bundesinnenminister Zimmermann, trösten).

Im April veröffentlichte die »taz« auf zwei Seiten einen Brief des Dramatikers Fernando Arrabal an den Diktator Fidel Castro. Der Brief, von der »taz«Redaktion auf Seite eins mit einem wüsten Vorspann angekündigt, strotzte vor ungeheuerlichen Anschuldigungen gegen Castros kubanisches Blut- und Terrorsystem. Wie kommt ein Künstler, der 1960 zuletzt in Kuba war, dazu, den »Caudillo« Castro mit dem Faschisten General Franco auf eine Stufe- zu stellen? Arrabals Informant über die totalitäre Unterdrückung im karibischen Inselstaat ist der kubanische »Dichter« Armando Valladares, der nach 22 Jahren Haft im Oktober 1982 freigelassen worden war, und mit dem er befreundet ist.

Es lohnt sich, den »Fall Valladares« etwas näher unter die Lupe zu nehmen.

Nach eigenen Angaben war Armando Valladares vor der Revolution 1960 »Lehrer an einer Polizeischule« und gemeinsam mit Fidel Castro Widerstandskämpfer gegen das Batista-Regime gewesen. Er sei verhaftet worden, so Valladares, nachdem er öffentlich die kommunistische ' Entwicklung der Castro-Regierung kritisiert habe.

Aus den Unterlagen des kubanischen Innenministeriums geht hervor, daß Armando Valladares im Oktober 1957 in den Polizeidienst der Batista-Regierung eintrat. Zu einer Zeit, als die Revolutionäre um Fidel und Che in den Bergen der Sierra Maestra ihren Guerillakampf gegen den Diktator begannen und in den Städten Hunderte von Aufständischen brutal niedergemetzelt wurden, durfte der junge Wachtmeister mit dem Ausweis Nr. 2747 an einem Fortbildungskurs an der Nationalakademie teilnehmen. Protegiert wurde er von Coronel Orlando Piedra Nogueruela und Coronel Conrado Carratalá, zwei in Havanna für ihre blutrünstigen Methoden bekannten Polizeioffiziere.

Diese vielversprechende Karriere wurde unterbrochen durch den Sieg der Revolution am 1 - Januar 1960. Der nun arbeitslose Polizist Valladares fand nach kurzer Zeit eine neue Arbeitsstelle im Kommunikationsministerium. Im Dezember 1960 wurden in einem Haus im Stadtteil Marianao 17 Mitglieder einer Terroristengruppe verhaftet, die von dem Ex-Sergeanten Oliver Obreg6n angeführt wurde und sich damit beschäftigte, vom CIA angelieferten Gelatine-Sprengstoff in Zigarettenschachteln zu füllen und in Geschäfte zu schmuggeln. Bei ähnlichen Attentaten hatte es schon mehrere Tote gegeben .

Unter den Verhafteten war auch Armando Valladares. Wegen terroristischer Aktivitäten wurde er 1961 vor Gericht gestellt und zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt.

Dort vollzog sich die wundersame Verwandlung des Polizisten zum Poeten und politisch verfolgten Intellektuellen. Nach Auskunft der kubanischen Behörden hatte sich Valladares in mehreren Hungerstreiks eine Gesundheitsschädigung zugezogen, die als »Polineuropathie« diagnostiziert und im Krankenhaus »Frank Pais« von den Spezialisten Dr. Rodrigo Alvarez Cambra, Dr. Raùl Candebat, Dr. Tais Ramos und Dr. Humberto Barrera behandelt wurde. Zur Behandlung gehörte auch eine Spezialdiät aus Gemüse, Früchten, Fleisch und Milch. Valladares, so die Ärzte, habe jedoch plötzlich angefangen, Bewegungsübungen zu verweigern. »Vielleicht hatte er von irgendwoher schon Verhaltenshinweise bekommen, um aus sich einen 'politischen' Gefangenen zu machen«, vermutet der kubanische Journalist Luis Adrià n Betancourt, der den »Fall Valladares« recherchiert hat.

Im Gefängnis begann Valladares Gedichte zu schreiben, die unter dem erschütternden Titel »Desde mi silla de ruedas« (»Von meinem Rollstuhl aus«) sofort in Spanien und Frankreich veröffentlicht wurden. Unmittelbar nach seiner Freilassung entwickelte der »zerbrechliche Häftling« (»Miami Herald«) beträchtliche weltweite Aktivitäten. In »Time« (USA) und »L'Express« (Frankreich) erschienen von Valladares geschriebene Titelgeschichten über Folter und Mord in Castros Gefängnissen. Im Mai 1983 gründete er gemeinsam mit dem russischen Dissidenten Wladimir Bukowski in Paris die »Internationale de la R6sistance«, im Oktober 1983 in Madrid das »Komitee für Menschenrechte in Kuba«, kurze Zeit darauf Filialen des Komitees in Schweden und Norwegen.

Dem »Miami Herald« erzählte Armando Valladares am 23. Oktober 1983, warum er seine Aktivitäten so intensiv auf Europa konzentriert: »Hier in Miami«, so zitiert die Zeitung den »Dichter«, »arbeiten ja schon viele Kubaner gegen das Castro-Regime.

Aber es ist notwendig, neue Tribünen zu finden: *Die Arbeit, die ich in Europa mit der liberalen und linken Presse mache, ist sehr wichtig.«*

Es sei »ein großes Opfer« für ihn, sich »fern von Miami aufhalten zu müssen«, gestand Valladares dem »Miami Herald«, der seinen Artikel mit der Schlagzeile »Anticastrischer Schützengraben in Europa« versah: »Aber ich glaube, daß ich in Europa die nützlichste Arbeit leisten kann, damit die Wahrheit über Kuba bekannt wird.«

Daß Arrabals Castro-Brief in der »taz« und nicht in der »Welt« erschien, gehört also zum Programm: Die »liberale und linke Presse« gilt es zu bearbeiten, um endlich auch in diesen Kreisen glaubwürdig zu werden. »Und scheinbar«, so der »Miami Herald«, »hat sein Kreuzzug tatsächlich die günstige Meinung zerstört, die Castro in gewissen europäischen Zirkeln genoß. «

Im Unterstützerkomitee der »Internationale de la Résistance« finden sich bekannte Namen wieder: *Fernando Arrabal,* André Glucksman, Jean-Marie Benoist, Raymond Aron. Aus den USA: Lane Kirkland, Gewerkschaftschef von AFL-CIO. Aus der Bundesrepublik: Gerhard Löwenthal, Cornelia Gerstenmaier, Ludwig von Stauffenberg. Simone Veil, ehemalige Präsidentin des Europaparlaments, gehört ebenso dazu wie Simon Wiesenthal, Naziverfolger aus Wien, aber auch die Widerstandskämpferin Marie-Madeleine Fourcade, die Künstler Mstislaw Rostopovitch und Yehudi Menuhin, der US-Psychoanalytiker Bruno Bettelheim und die früheren Kommunisten Claude Roy und Jorge Semprun.

»'Strange bedfellows' sagen die Engländer zu einer solchen erstaunlichen Mischung« ' schrieb die französische »Libération« über die seltsame Zusammensetzung der neuen Organisation, die von ultrakonservativen bis zu liberalen, ja linken Mitgliedern reicht. Unter dem ehrwürdigen Etikett »Résistance« gelang es den Gründern offenbar, ihre eigentlichen Ziele zu vernebeln: »Treten Sie in die Résistance ein! « waren großformatige Werbeanzeigen in französischen Zeitungen überschrieben.

in Blick in die Grundsatzerklärung macht allerdings klar, worum es Geht: Kampf gegen den »sowjetischen Imperialismus« und Totalitarismus, der »gestern Vietnam, Kambodscha, Laos, Äthiopien, Angola, den Südjemen und Afghanistan unterworfen hat und heute immer intensiver Länder wie EI Salvador, Argentinien und Thailand bedroht.« EI Salvador? Argentinien? Thailand?

Zu den internationalen Unterstützern der Organisation gehören denn auch so bekannte Widerstandskämpfer wie Commandante Edén Pastora und sein ARDE-Gegenspieler Alfonso Robelo, Vertreter der von Südafrika finanzierten angolanischen UNITA und Nationalen Befreiungsfront Mozambique etc. Zur ersten Großveranstaltung im Oktober 1983 wurde der nicaraguanische Miskito-Führer Steadmam Fagoth eingeladen, ein ehemaliger Somoza-Agent, der seine »Misura«Gruppe in die CIA-finanzierten honduranischen Contras integrierte und seither Miskitodörfer in Nicaragua überfällt.

Zwar gibt es in Frankreich auch schon Kritiker der »Internationale« wie den russischen Dissidenten Andrej Sinjawski, der die Gruppe »Heckenschützen der Reagan-Administration« nannte; aber im allgemeinen gedeiht Valladares' »Arbeit« im eleganten Milieu der französischen Nouvelle Droite recht gut.

Seine bundesdeutschen Mitarbeiter sind uns im übrigen noch von anderen Kampagnen in Erinnerung: Nicolaus Lobkovitz, Ex-Rektor der Universität München, sitzt auch im Kuratorium der »Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte« in Frankfurt, die im Sommer 1982, unterstützt von »Bild« und Gerhard Löwenthals »Konservativer Aktion« die »Sklavengas«-Kampagne gegen die russische Erdgas-Pipeline nach Europa startete (KONKRET 10/82).

Und über Lane Kirkland, Chef des US-Gewerkschaftsverbands AFL-CIO, schließt sich der Kreis nach Washington: Der AFL-CIO ist beteiligt an »Project Democracy«, das wiederum Fördergelder an »demokratische Institutionen« verteilt. Die »Internationale de la R6sistance« soll bereits Mittel beantragt haben, um den »Ideenkrieg« gegen Kuba und Nicaragua in Europa noch erfolgreicher führen zu können. Denn, so Ronald Reagan, »'Project Democracy' ist ein Erziehungsprogramm, das zeigen soll, daß Länder, die unsere Idee statt Totalitarismus gewählt haben, daß deren Lebensstandard, Erfolg und Freiheit für das Volk viel größer sind als das, was die anderen Länder haben«.

Kasten Seite 18

Jubelfeier in Moskau

Wie US-Magazine die Interessen ihrer Anzeigenkunden vertreten

Sandinista leaders, including Ortega, left, in cap and glasses, celebrate in Moscow

Strident Marxism disregard for human rights, and dependence on the Cubans.

»Sandinistische Führer, einschließlich Ortega, links, mit Mütze und Brille, feiern in Moskau. « Dieses Foto, versehen mit dieser Bildunterschrift, erschien kürzlich im amerikanischen Nachrichtenmagazin »Time«. (Unterzeile: »Verbissener Marxismus, Nichtbeachtung von Menschenrechten und Abhängigkeit von den Kubanern.«) Es ist eins der hübscheren Beispiele für die verdeckte Propaganda, die die US-Magazine »Time« und »Newsweek« im Sinne der Reagan-Administration und ihrer Anzeigenkunden aus der Großindustrie allwöchentlich ihrem amerikanischen Millionenpublikum servieren.

Eine Woche später erschien nämlich in den Leserbriefspalten von »Time« eine geringfügige Korrektur der Bildunterschrift: Durch einen Satzfehler, so Redakteur George Russell, sei der Name des Ortes verwechselt worden - statt »Moscow« habe er »Masaya« lauten müssen. Das ist in der Tat ein kleiner Unterschied, denn Masaya ist eine Stadt in Nicaragua. Durch die Desinformation, Daniel Ortega habe den Jahrestag der sandinistischen Revolution in Moskau gefeiert, wurde geschickt der von der US-Regierung penetrant wiederholte Vorwurf von den Sandinisten als »Vasallen Moskaus« untermalt.

Wie Howard Friel im »Covert Action Information Bulletin« Nr. 21, einer in Washington erscheinenden regierungskritischen Zeitung, darstellte, sind solche »Ausrutscher« durchaus kein Zufall. »Time« und »Newsweek« sind in hohem Maße finanziell abhängig von Anzeigenkunden, die von der Reagan-Politik in Zentralamerika profitieren.

So veröffentlicht zum Beispiel der Zigarettenmulti R. J. Reynolds in jeder »Time«- und »Newsweek«-Nummer mehrere ganzseitige Anzeigen (eine Vierfarb-Anzeige in »Time« kostet rund 100.000 US-Dollar). R. J. Reynolds ist über seine Tochterfirma Del Monte der größte US-Landbesitzer in Guatemala; Del Monte hat außerdem große Obstverarbeitungsbetriebe in Panama, Costarica und Honduras. Howard Friel: »In 'Time' und 'Newsweek' erscheinen häufig Anzeigen für die Reynolds-Zigaretten 'Winston' die meistens wettergegerbte Männer, in der Wildnis vor einem Helicopter stehend, zeigen. Die guatemaltekische Regierung bekämpft die indianischen Guerillas in den bergigen Dschungelgebieten vorzugsweise vom Helicopter aus; deshalb ist es wichtig für R. J. Reynolds, daß die Regierung von Guatemala weiterhin von den USA mit Helicoptern beliefert wird.«

Andere Firmen, die Geschäftsinteressen in Zentralamerika haben und regelmäßig in den beiden Magazinen inserieren, sind: Bank of America, ITT, Exxon, Philip Morris, Goodyear, IBM, Texaco und Texas Instruments. Über einen großen Kundenstamm in diesem Gebiet verfügen die inserierenden Rüstungsfirmen Lockheed, Rockwell, General Motors etc. Howard Friel: »Es gibt ein gemeinsames Interesse zwischen dem Militär-Establishment, US-Firmen und den Massenmedien: Die Medien haben einen gewaltigen finanziellen Anreiz, eine Berichterstattung zu vermeiden, die die Stabilität der Firmen im Ausland erschüttern könnte.«

Konkret 08/84, S. 20

Sabine Rosenbladt

Der Aufmarsch

32.000 Marines von den Küsten Nicaraguas. Honduras ausgebaut zu einem gigantischen US-Brückenkopf, als »Routinemanöver« getarntes hektisches Invasionstraining: Die fanatischen Kommunistenhasser im Weißen Haus haben sich bereits tief in Amerikas zweites Vietnam verstrickt. Und die Friedensbewegung plant herbstliche Menschenketten. Ein Bericht.

Für einen Moment fiel George P. Shultz aus der Rolle. Die »Taube« im Reagan-Kabinett fauchte unwirsch: »Nein, wir werden uns nicht zu jedem ehemaligen CIA-Agenten wie McMichael äußern! « In Rage gebracht hatten den US-Außenminister auf einer Pressekonferenz am 12. Juni in Washington Reporterfragen zu gerade veröffentlichten Enthüllungen des Ex-Spions David McMichael.

Shultz wütende Reaktion war verständlich. Denn McMichaels Aussagen erschütterten eine der wesentlichen »Begründungen« der Reagan-Administration für den US-Militäraufmarsch in Zentralamerika: Den Stopp des Waffennachschubs aus Nicaragua für die Guerilla in EI Salvador und Guatemala.

David McMichael, 56, hatte zwei Jahre lang, von 1981 bis 1983, im Auftrag des CIA die militärische Lage auf dem Isthmus analysiert. Anfang Juni '84 ging er mit seinen Erkenntnissen an die Öffentlichkeit: »Seit April 1981 hat es keinen bestätigten Bericht von Waffentransporten aus Nicaragua nach EI Salvador gegeben. Der Eindruck, den die US-Administration erwecken möchte, ist einfach falsch.« Er habe sich »als Patriot« zu dieser Erklärung veranlaßt gesehen, sagte McMichael, »weil ich meine, der Kongreß und die Öffentlichkeit sollten wissen, daß im CIA Informationen gefälscht werden, um Politik zu rechtfertigen. Es wäre eine schreckliche Tragödie, wenn wir uns in einen Krieg in Zentralamerika verwickeln würden.«

McMichaels Warnung könnte zu spät kommen. Während europäische und amerikanische Linke noch auf den Abschreckungseffekt des »Vietnam-Traumas« hoffen, zeigt sich immer deutlicher, daß CIA und Pentagon bereits bis über die Ohren in einen zentralamerikanischen Krieg verstrickt sind. Wenn dieser Krieg vom »geheimen« zum »erklärten« wird - das heißt, wenn die USA nicht mehr ihre Marionettenarmee von »Contras« die Schmutzarbeit machen läßt, sondern selber in Nicaragua oder EI Salvador einmarschiert - dann wird die militärische Eskalation Vietnam noch in den Schatten stellen.

In den letzten Monaten »durchgesickerte« Informationen deuten darauf hin, daß die US-Administration keinen besonderen Wert auf Geheimhaltung mehr legt, weil die logistischen und militärischen Vorbereitungen für den »Big Stick« abgeschlossen sind. Die gigantische Kriegsmaschine steht. Ihr Aufbau hat drei Jahre in Anspruch genommen.

In dieser Zeit ist Nicaraguas nördlicher Nachbar Honduras, zweitärmstes Land der Region, von den Amerikanern systematisch zum US-Einsatzhauptquartier ausgebaut worden. Die nach 17 Jahren Militärdiktatur (bis 1981) chronisch hochverschuldete »Demokratie« wird derzeit praktisch von US-Botschafter John D. Negroponte regiert, einem »Counterinsurgency«-Experten mit Vietnam- und Kambodscha-Erfahrung, der persönlich die »covert actions« (Geheimoperationen) des CIA in der Region anleitet.

Dem neugewählten honduranischen Präsidenten Roberto Suazo Córdova überreichte »Prokonsul« Negroponte im Januar 1982 eine Elf-Punkte-Liste mit politischen Wünschen der USA, die der Präsident getreulich auszuführen suchte. Negropontes Beziehung zu dem rechtsradikalen Armeechef General Gustavo Adolfo Alvarez, der vor zwei Monaten geschaßt wurde, beschrieb ein Mitglied des honduranischen Militärkommandostabes so: »Sie besprechen, was gemacht werden sollte, und dann macht Alvarez, was Negroponte ihm sagt.«

Das ist kein Wunder, denn die Spesenrechnung zahlt Washington. Die US-Wirtschafts- und Militärhilfe für Honduras - wobei »Wirtschaft« eher ein Euphemismus ist, der Löwenanteil der ökonomischen Hilfe wird für militärische Infrastrukturmaßnahmen verbraucht - stieg von 76,2 Millionen US-Dollar auf unglaubliche 469 Millionen Dollar im Fiskaljahr 84/85. Dazu kamen allein 1983 noch 283,9 Millionen Dollar an Krediten von US-dominierten Institutionen wie der Weltbank und dem Internationalen Währungsfonds.

Von diesem Geldsegen sieht die Bevölkerung von Honduras so gut wie nichts: Das Pro-Kopf-Jahreseinkommen liegt immer noch bei mageren 600 Dollar, 60 Prozent der Honduraner leben' in extremer Armut, 50 Prozent sind Analphabeten.

Intensive Anstrengungen machen die Amerikaner dagegen seit Jahren bei der Schulung der honduranischen Armee von 17.000 Mann. Zwischen 1971 und 1980 erhielten 2.259 honduranische Offiziere eine militärische Ausbildung von US-Instruktoren. 1980 »lieh« Washington zehn Huey UH-1H Hubschrauber (Wert: mehr als zehn Millionen Dollar) an die honduranische Armee aus und lieferte gleich noch 37 Green-Beret-Ausbilder mit. Im Juni 1983 begannen im neueröffneten Regionalen Militärtrainingslager (CREM) in Puerto Catilla an der honduranischen Atlantikküste 120 US-Experten der »Counterinsurgency«-Spezialeinheiten von Army, Navy und Air Force mit der Ausbildung von honduranischen und salvadorianischen »Elite«-Truppen. Die Anlage allein kostete 32 Millionen Dollar.

Das auffälligste Indiz für die Kriegsvorbereitungen sind jedoch die seit 1981 kontinuierlich veranstalteten US-Manöver an Nicaraguas Nordgrenze und seiner Atlantik- und Pazifikküste. Washington hat sich große Mühe gegeben, diese Multi-Millionen-Dollar-Kriegsspiele als »Routine« abzutun, »eine Analyse der Fakten beweist aber klar die Absurdität dieser Behauptung«, so der Zentralamerika-Experte Richard Alan White vom Council on Hemispheric Affairs. »Seit August 1982 haben die gemeinsamen US-honduranischen Manöver immer mehr den Charakter eines Spezialtrainings für die honduranische Armee angenommen. Und sie haben die Gelegenheit geschaffen, die Finanzkontrolle des Kongresses zu umgehen: Mit Manövermitteln wurden neue Militäranlagen gebaut und existierende ausgebaut. Gewaltige Materialmengen wurden zurückgelassen, um heimlich die vom CIA geschaffene Contra-Armee in Honduras zu versorgen.«

Manöver »Big Pine I« (oder »Ahuas Tara«, »Big Pine« in der Miskitosprache), im Februar 1983, begann noch relativ bescheiden: 4.000 honduranische Soldaten und 1.600 Mann US-Truppen veranstalteten in der Küstenprovinz Gracias a Diós, ein paar Kilometer von der nicaraguanischen Grenze, Landeübungen, Überwachungsflüge und Kampfhandlungen. »Big Pine I«, an dem mehrere Truppenschiffe, ein Zerstörer, vier verschiedene Typen von Militärhubschraubern und zehn riesige C-130 Herkules-Transportflugzeuge teilnahmen, kostete 5,2 Millionen Dollar.

»Big Pine II«, geplant für August 1983 bis Januar 1984, dann verlängert bis April 1984, war da schon etwas teurer: Laut »Newsweek« verschlang es mindestens 165 Millionen Dollar plus 30 Millionen für örtliche Material- und Baukosten. Für dieses »Routinemanöver« baute die US-Army in Honduras: fünf Landepisten, darunter die Stützpunkte Palmerola und Goloson, ein neues Militärhospital, eine zweite Radarstation im Golf von Fonseca, Straßen und Funkposten. Ausgebaut wurde auch der Flughafen von Trujillo in der Nähe des Regionalen Militärtrainingszentrums von Puerto Castilla.

Diese Einrichtungen ergänzen schon bereits vorhandene Anlagen, wie die US-Militärbasis in Durzuna, 25 Meilen nördlich der nicaraguanischen Grenze, deren Landepisten für alle US-Kampfflugzeuge einschließlich der gigantischen C-5 Galaxy-Lufttransporter geeignet sind. 30 Meilen südlich von der Hauptstadt Tegucigalpa haben die Amerikaner auf dem zweithöchsten Berg von Honduras ihre zentrale Radaranlage für den Isthmus stationiert: Das Spionagezentrum, von CIA-Piloten »Carrot Top« genannt, kann elektronisch die größte Fläche Nicaraguas und EI Salvadors überwachen und Kampfhandlungen zu Luft, Land und Wasser dirigieren.

An »Big Pine II« nahmen 5.600 US-Soldaten zu Land und weitere 16.000 Marines auf 20 Schiffen vor Nicaraguas Atlantik- und Pazifikküste teil. Die Pazifikflotte wurde angeführt vom Zerstörer New Jersey (bekannt geworden durch seinen späteren Einsatz vor der Küste Libanons), in der Karibik kreuzte Flugzeugträger Coral Sea mit 140 supermodernen US-Kampfbombern an Bord. Experten der Vietnam-gestählten »Special Forces« trainierten zwei honduranische Bataillone in Guerilla-Kampftechniken. Wie hohe Reagan-Mitarbeiter unverblümt der Presse mitteilten, sollten die militärischen Operationen »die Grundlage für eine ausgedehnte amerikanische Präsenz« in Zentralamerika sein. Und Colonel Arnold Schlossberg, Manöverchef von »Big Pine II«, schwärmte, die Übung sei »eine wunderbare Gelegenheit für Praxis und Einsatz von US-Truppen in einem anderen Land« gewesen.

Auf dem Fuße folgte Manöver »Granadero I« (l. April bis 9. Juni 1984) mit 1.800 honduranischen, 1.300 salvadorianischen und 1.000 US-Soldaten, von denen 700 permanent in Honduras stationiert werden. Zur See begleitet wurde »Granadero l« vom Manöver »Ocean Venture 84« in der Karibik und dem Golf von Mexico: 32.000 US-Marines probten mit 30 Schiffen und 250 Navy- und Air Force-Kampfbombern die Invasion der Insel Vieques Island, Puerto Rico. Das Manöver-Szenario klang selbst für »Newsweek« wie »eine Trockenübung für die Invasion in EI Salvador«, aber, so »Newsweek« beruhigend: »Commander Rear Admiral Ralph H. Hedges bestand darauf, daß es nicht so ist.«

Zur Beendigung von »Granadero l«, das nach den Worten von EI Salvadors Armeechef Adolfo Blandón »gezeigt hat, zu was die vereinigten Länder der freien Welt imstande sind«, erklärte General Paul V. Gorman, Chef des in Panama stationierten US-Southern Command für Zentralamerika, daß die Manöver »bis zu den US-Präsidentenwahlen im November« ausgesetzt würden. In dieser Zeit, so ein Militärsprecher, werde es nur »unangekündigte« Schnelle-Einsatz-Übungen geben, und die »normalen« Überwachungsflüge in der Region würden fortgesetzt.

Anfang Juni verzichtete die Reagan-Regierung überraschend auf ihren Plan, in Honduras zwei Munitionslager im Wert von 4,4 Millionen Dollar anzulegen. Die Finanzierung der Lager war zuvor vom Repräsentantenhaus zurückgewiesen worden, ebenso wie (zum drittenmal) die Forderung nach 21 Millionen Dollar für die mittlerweile auf 15.000 Mann angewachsenen »Contras« in Honduras und Costarica.

Experten und westliche Diplomaten sahen diese plötzliche weiche Linie des Weißen Hauses jedoch als »Wahlkampfmanöver« an. Ein Diplomat sagte der »New York Times«: »Es ist nicht gut, die amerikanischen Wähler jetzt an die US-Militärpräsenz in Zentralamerika zu erinnern, zumal die Demokraten die US-Verwicklungen in die Lage dort zum Wahlkampfthema machen wollen. Deshalb mildert die Reagan-Administration jetzt ihre militaristischen Töne etwas.«

Daß dieses Verhalten sehr wohl nur Tarnung sein kann, darauf wiesen die US-Journalisten Ellen Ray und Bill Schaap jetzt im »Covert action Bulletin« hin: »Viele Beobachter glauben, daß die Administration vor November vor heftigen Aktionen zurückschrecken wird. Das ist überhaupt nicht sicher. Kriegsfieber ist eine kräftige politische Medizin für eine schlaffe republikanische Präsidentenkampagne, und in diesem Land werden Parteien im Krieg nicht gern ausgewechselt. Weil die USA klar vorbereitet sind auf einen Krieg in Zentralamerika, weil die Regierung sicher zu sein scheint, daß ihr Ziel, die Sandinisten zu verjagen, durch die Contras nicht zu erreichen ist, und weil dieses Ziel unumstößlich zu sein scheint, können wir die Möglichkeit einer offenen US-Invasion einen oder zwei Monate vor den Wahlen nicht ausschließen.«

Wie Watergate-Reporter Bob Woodward Ende Mai in der »Washington Post« enthüllte, hatte der CIA sich im übrigen schon nach Ersatz-Geldgebern für die Contras umgesehen, als der Kongreß die weitere Finanzierung der CIA-Killerbanden verweigerte: Gefragt wurden, so Woodward, die Israelis und die Saudis. Während die Araber jede verdeckte Unterstützung der Contras ablehnten, weil sie laut »Washington Post« »kein Vertrauen in das Vermögen der Reagan-Administration, Geheimnisse geheim zu halten«, hatten, schickten die Israelis über einen südamerikanischen Vermittler »mehrere Millionen Dollar«. Gegenleistung: »Einige Beamte sagten, daß William J. Casey in seinen drei Jahren als CIA-Direktor dem israelischen Geheimdienst Zugang zu geheimen Satellitenfotos und anderem Aufklärungsmaterial verschafft hat, was ihnen in den späten Siebzigern verweigert worden war.« Eine Hand wäscht die andere.

Für den CIA sind unter Reagan wieder goldene Zeiten angebrochen. Mit einem Jahresetat von mehr als 1,5 Milliarden Dollar und 16.000 Angestellten darf die »Company«, deren Aktivitäten in der Nach-Vietnam-Ära stark in Verruf geraten waren, wieder schalten wie damals, als zum Beispiel CIA-Direktor William E. Colby als Chef der grauenhaften »Operation Phönix« in Vietnam zwischen 1968 und 1971 26.369 südvietnamesische Zivilpersonen ermorden ließ, weil sie der Vietcong-Kollaboration verdächtigt wurden.

Viele Vietnam-erfahrene »Ausbilder« sind mittlerweile in Zentralamerika aktiv. In den mit den USA »befreundeten Ländern El Salvador, Guatemala und in letzter Zeit auch Honduras gibt es eine unglaublich hohe Zahl von Verschwundenen, Ermordeten, ohne Gerichtsurteil Hingerichteten. So berichtete die »Federación de Asociaciones de Familias de Desaparecidos« im Juli 1983 von mindestens 35.000 Verschwundenen in Guatemala. Nach Angaben der guatemaltekischen Menschenrechtsorganisation geschehen dort zur Zeit durchschnittlich 16 politische Morde täglich. Guatemala soll 1984 insgesamt 100,3 Millionen Dollar US-HiIfe bekommen.

In EI Salvador verlor sogar US-Botschafter Deane R. Hinton Ende 1982 die Geduld und empörte sich öffentlich darüber, daß »in drei Jahren Bürgerkrieg mehr als 30.000 Salvadorianer umgebracht worden sind - nicht im Kampf gefallen - umgebracht!« Deane R. Hinton wurde übrigens von seinem Posten abgelöst. Mittlerweile liegt die Zahl der ermordeten Zivilpersonen, die die von den USA finanzierte und trainierte salvadorianische Armee bei ihrem Kampf gegen die FMLN tötete, bei rund 40.000.

In Honduras, das noch nicht eine so starke Guerillabewegung hat wie EI Salvador und Guatemala, verschwanden in den letzten zwei Jahren 103 Personen - Gewerkschafter, Bauern, Intellektuelle. Die 160 Green Beret-Militärberater trainieren die honduranische Armee in »unkonventioneller Kriegsführung« - d. h. Guerillabekämpfung mit Folter und Mord der »unterstützenden« Zivilbevölkerung.

Wie die »New York Times« im Juni berichtete, sind gerade die »covert actions«, die berüchtigten Geheimoperationen des CIA, ein besonderes Hobby von Präsident Reagan. Die Anzahl dieser Operationen stieg von maximal zehn jährlich in der Carter-Ära auf 50 Aktionen unter Reagan; die Hälfte dieser »covert actions« findet in Zentralamerika statt: paramilitärische Aktivitäten, finanzielle Unterstützung von »freundlichen« Politikern (und Killern), konventionelle Spionage.

Kontrolliert werden die Operationen von einer »Nationalen Sicherheits-Planungsgruppe«, die Reagan bald nach seinem Amtsantritt gründete. In ihr sitzen: Reagan selbst, Vizepräsident Bush, Außenminister George P. Shultz, Verteidigungsminister Caspar Weinberger, Sicherheitsberater Robert McFarlane, CIA-Direktor William J. Casey, der Stabschef des Weißen Hauses, James A. Baker, und Präsidentenberater Edwin Meese.

Wenn in dieser Runde über Geheimoperationen entschieden werden soll, pflegt William Casey den Leiter des für »covert actions« zuständigen CIA-Operations Directorate mitzubringen. Die von ihm vorbereiteten Unterlagen werden gegen Ende der Sitzung wieder eingesammelt. »Aus gutunterrichteten Quellen verlautet«, so die »New York Times«, »daß Herr Reagan seine Entscheidung gewöhnlich am Tisch trifft.«

»Es ist besorgniserregend für manche Beamte«, schreibt die »New York Times«, »daß Leute, die professionelle Ratschläge geben könnten, nicht dabei sind.« Ein hoher Reagan-Mitarbeiter wird zitiert mit dem Satz: »Außerdem gibt es da das Problem, daß die Leute an der Spitze dieser Administration fasziniert sind von Geheimoperationen und es einfacher finden, sie gutzuheißen anstatt komplizierte diplomatische Zusammenhänge zu diskutieren.« Präsident Reagan, so ein Ex-Beamter, wolle die Angelegenheiten nur mit seinen Beratern besprechen und »nicht immer Leute um sich haben, die sagen, warum

die Sachen so nicht gemacht werden könnten«. Das ist Politik, wie Klein-Fritzchen sie sich vorstellt. Gefährlich daran ist nur, daß in diesem Fall Klein-Fritzchen Präsident der Vereinigten Staaten ist und niemand ihm sein Spielzeug wegnimmt.

Auch beim US-Militär erfreuen sich seit Reagans Amtsantritt zwei seit dem Vietnam-Krieg etwas unpopulär gewordene Abteilungen wieder neuer Aufmerksamkeit: Die Bereiche »unkonventionelle Kriegsführung« und - »biologische Kriegsführung«. Seit Oktober 1982 werden in der neugegründeten »John F. Kennedy School of Special Warfare« in Fort Bragg, North Carolina (Kennedy war der Erfinder des Begriffs »counterinsurgency« und erprobte die neue Kriegstechnik erstmals in der Schweinebucht) Spezialeinheiten aus Armee (»Green Berets«), Marine (See-, Land- und Lufttruppen, genannt SEALs) und Luftwaffe (Air Commandos) systematisch in »speziellen« Kriegsmethoden ausgebildet. Den Zweck dieses Trainings beschrieb Verteidigungsminister Weinberger 1982 im Geheimplan »Defense Guidance«. »Wir müssen die Spezialtruppen wiederbeleben und ausbauen, um die Macht der Vereinigten Staaten da durchzusetzen, wo die Benutzung konventioneller Truppen voreilig, unangemessen oder unausführbar wäre.«

Im Klartext: »Special Forces« werden überall da eingesetzt, wo Rebellen im Volksaufstand gegen eine US-freundliche Diktatur oder Pseudo-Demokratie kämpfen - zum Beispiel in EI Salvador, dessen Armee in den letzten Jahren eine Intensivschulung von US-Spezialausbildern bekommen hat.

Forschungszentrum für biologische Kriegsführung ist seit Anfang der 60er Jahre das wissenschaftliche Institut in Fort Detrick, Maryland. Dort erforschen 2.500 Zivilpersonen und 500 Militärs hochspezielle Methoden der Kriegsführung gegen Menschen und Tiere und Pflanzen. Experimentiert , wird mit Bakterien, die infektiöse Durchfallerkrankungen, Bruzellose, Cholera, Typhus auslösen, und Viren, die Encephalitis, Hepatitis, Pocken, Gelbfieber, Dengue-Fieber etc. verursachen. Außerdem werden die Möglichkeiten erprobt, Epidemien unter Tieren wie Maul- und Klauenseuche, Schweinecholera, afrikanische Schweinepest usw. zu verbreiten.

Bevorzugtes Ziel biologischer Attacken war bisher Kuba. 1970 brach dort das afrikanische Schweinefieber aus, mehr als eine halbe Million Schweine mußten getötet werden. Nach Recherchen der US-Journalisten Warren Hinckle und William Turner wurde der Krankheitserreger von exilkubanischen CIA-Agenten eingeschleppt. 1980 folgte eine zweite Schweinefieber-Epidemie. Gleichzeitig wurden die Tabakernte durch Blauschimmel dezimiert und die Zuckerrohrplantagen von einer Rostkrankheit befallen.

1981 brach in Kuba eine Dengue-Fieber-Epidemie aus, bei der in kurzer Zeit 300.000 Menschen erkrankten und 158, meist Kinder, starben. Die Umstände dieser Epidemie waren außerordentlich seltsam: Die ersten Opfer lebten räumlich weit voneinander entfernt an drei verschiedenen Orten der Insel, hatten keinen Kontakt untereinander oder zu Fremden. Außerdem gab es auf keiner anderen Karibik-Insel Parallel-Erkrankungen. Der Dengue-Virus wird von Moskitos übertragen. Ansteckungsforschung betreibt z. B. Dr. Williain E Scherer von der Cornell-Universität seit 1965. Am 17. Februar 1981 genehmigte der US-Senat zwölf Millionen US-Dollar für »biologische , Verteidigungsforschung«. Die Studien beschäftigten sich mit dem »Oberleben verschiedener Viren in Moskitos«, »neuen Techniken zur Ansteckung von Moskitos mit Dengue-Fieber« und ähnlichen »Verteidigungstechniken«.

In Guatemala sind nach Informationen von »Medico International« und dem »Katholischen Arbeitskreis Entwicklung und Frieden« 1982 mehrere ungewöhnliche Epidemien und Krankheiten aufgetreten in Gebieten wie EI Quiche und Nebaj, wo die indianische Guerilla operiert. In EI Salvador erkrankten nach Angaben des Grünen Kreuzes 1981 rund 200 Kinder im Gebiet von Suchitoto an schweren Augenentzündungen, nachdem ein Flugzeug dort Bomben mit einer seltsamen Substanz abgeworfen hatte. Im Mai 1982 sagte der Ex-CIA-Agent Scott Barnes, daß in der Guerillaprovinz Chalatenango US-Experten gefährliche Experimente mit gegen Menschen gerichteten chemischen, biologischen und genetischen Substanzen durchführten.

So sieht der »geheime« Krieg aus, den Washington in seinem zentralamerikanischen »Hinterhof« führt. Auf die politische Vernunft der US-Administration zu hoffen, ist nach allen Informationen über die Entscheidungsmechanismen im Weißen Haus verlorene Liebesmüh. Wie Richard Alan White in seinem gerade erschienenen Buch »Der Sumpf - US-Intervention in Zentralamerika« (Harper & Row, N. Y.) nachgewiesen hat, geht es in diesem Krieg keineswegs um die Verteidigung materieller US-Interessen wie etwa noch beim CIA-Putsch gegen Jacobo Arbenz in Guatemala 1954, als der United Fruit Company Arbenz' Landreformpläne nicht gefielen: Nein, es geht um Ronald Reagans Wahlversprechen von 1980, »amerikanische Macht wieder in der ganzen Welt zu verankern«, es geht um die irrationale letzte Schlacht gegen das »Reich des Bösen«. Und weil die auf Nuklear-Ebene nur mit großen eigenen Verlusten zu schlagen ist, entwickeln US-Strategen wie Admiral Stansfield Turner, Ex-CIA-Direktor, derzeit eine neue »Strategie für die neunziger Jahre«. Turner im »New York Times Magazine«: »Nukleare Abschreckung steht auf meiner Liste an zweiter Stelle, weil wir da schon gut vorbereitet sind. Worauf wir uns jetzt konzentrieren müssen, sind Interventionen in der Dritten Welt. Seit dem Zweiten Weltkrieg haben wir sechsmal in solchen Regionen gekämpft. Ich gehe davon aus, daß wir es wieder tun werden. Dreimal haben wir bisher versagt. Deshalb müssen wir uns auf diese Art von Kriegsführung einstellen.« »Washingtons Haltung«, so Richard Alan White, »ist das Rezept für den Anfang von wirklichem Schlamassel«.

Konkret 08/84, S. 26

Werner Heine, Detlef Hensche

Es geht um die Mitbestimmung

Werner Heine sprach für KONKRET mit dem stellvertretenden IG-Druck-Vorsitzenden Detlef Hensche (Foto unten)

KONKRET: Detlef Hensche, hat sich die Ausdauer der IG Druck gelohnt?

Hensche: Der Erfolg unseres Abschlusses liegt - neben der neuen Lohnstruktur - darin, daß wir die Individualisierung der Arbeitszeit verhindern konnten.

KONKRET: Nach 13 Wochen Arbeitskampf, die deutlich machten, daß der Bundesverband Druck nicht der einzige Gegner war.

Hensche: Die Verhandlungen haben mehr als die zurückliegenden Runden erkennen lassen: Die Handlungsfähigkeit einzelner Unternehmerverbände ist ernsthaft in Frage gestellt. Die Biedenkopf-Vermittlung »mußte« scheitern, weil es dem Bundesverband Druck untersagt war, vor der Metall-Schlichtung zu einem Ergebnis zu kommen. Die Verhandlungen verlängerten sich zum Schluß ohne Not um volle fünf Tage, da der Druck-Verband zunächst nicht imstande war, von der offenkundig zentral vorgegebenen Generallinie der Individualisierung der Arbeitszeit abzurücken.

KONKRET: Dabei ging es doch eigentlich um die 35-Stunden-Woche?

Hensche: Nach außen hin tönen die Unternehmer bis heute, daß Arbeitszeitverkürzung die Wirtschaft in den Ruin treibt. Aber wir haben dann erlebt: Am Verhandlungstisch haben nicht die Unternehmer über Kosten geredet, sondern wir. Es ging also nie um ökonomische Vernunft, sondern darum, den Gewerkschaften keinen Millimeter nachzugeben in einer tarifpolitischen Forderung, die unbestritten beschäftigungswirksam ist.

KONKRET: Wie haben die Unternehmer denn am Verhandlungstisch argumentiert?

Hensche: Schon seit Herbst letzten Jahres hieß es, publikumswirksam verpackt, man brauche flexible Arbeitszeiten. Doch unser Tarifsystem sei dafür leider zu starr. Dahinter verbirgt sich ein Angriff auf selbstverständliche und gesichert erscheinende Schutznormen unseres Arbeits- und Tarifrechts.

Ich will das erläutern: Sofern es ganz allgemein darum geht, die Arbeitszeit beweglicher zu gestalten, besteht kein Handlungsbedarf. Denn beweglich ist die Arbeitszeitverteilung weiß Gott. Der wichtigste Puffer, um unterschiedliche Produktionszeiten auszugleichen, ist die Mehrarbeit. Und die ist in der Bundesrepublik in weiten Grenzen möglich. Das wichtigste Instrument, um Kapazitäten rund um die Uhr auszuweiten, also Betriebs- und Produktionszeit von der vertraglichen Arbeitszeit zu trennen, ist die Schichtarbeit, die zugenommen hat. Die hat sich verdoppelt in den letzten zwanzig Jahren. Das alles unter diesem angeblich so starren Tarifvertragssystem.

Wir sind in den Verhandlungen dann schnell darauf gekommen: Darum geht es gar nicht. Wir haben uns bis in die letzte Verhandlungsrunde unter Biedenkopf mit Unternehmer-Forderungen nach beweglichen Arbeitszeiten auseinandersetzen müssen, und zwar nicht, wie derzeit vorgeschrieben, auf der Grundlage von Schichtplänen, die mit den Betriebsräten vereinbart werden. Die Unternehmer wollten mehr. Sie haben uns wörtlich gesagt, bei diesen Vereinbarungen müsse der störende und bürokratische Einfluß der Mitbestimmung fallen.

Das macht deutlich, wohin der Hase laufen soll. Unter dem Decknamen flexible Arbeitszeit sollen die letzten bestehenden Bollwerke, wie die Mitbestimmungsrechte der Betriebsräte, ausgehebelt werden. Ziel ist dann, den Arbeitnehmer einer Arbeitsordnung auszusetzen, bei der einseitig angeordnet werden kann, wann und wielange gearbeitet werden muß.

KONKRET: Das bedeutet auch Wegfall der Überstundenbezahlung oder des Kurzarbeit-Ausgleichs.

Hensche: So ist es. Wobei in der Öffentlichkeit untergegangen ist, daß es an den Kern von bestehenden Mitbestimmungsrechten geht. Zweitens geht es darum, daß das Arbeitsverhältnis seiner in jahrzehntelangem Rechtsfortschritt entwickelten Verläßlichkeit entkleidet werden soll. Wer einen wechselnden - aber voraussehbar wechselnden - Arbeitseinsatz hat, kann immerhin noch sein Privatleben planen. Das soll aufgelöst werden. Und darüberhinaus sollen die unterschiedlichsten Arbeitszeiten für die einzelnen Abteilungen, die einzelnen Beschäftigten gelten. Da macht sich eine Tendenz breit, die hinläuft auf eine hochgradige Individualisierung, Zerstückelung und damit auch Entsolidarisierung. Das sind die Hauptstoßrichtungen, die zusammengenommen darauf abzielen, gewerkschaftliches Widerstandspotential zu brechen - Widerstandspotential in Gestalt von Mitbestimmungsrechten und Solidaritätsmöglichkeiten.

Es ist deutlich geworden, was wir immer wieder vorausgesagt haben: Es geht weder um die Abwehr der Arbeitszeitverkürzung - das ist jenseits ökonomischer Notwendigkeit -, noch geht es um einzelne tarifvertragliche Bestimmungen. Es geht im Grunde um ein Rollback und darum, den Gewerkschaften, die in letzter Zeit bereit waren,

Widerstand zu entwickeln, so das Rückgrat zu brechen, daß die Herren in den Betrieben für den Rest des Jahrzehnts schalten und walten können, wie sie wollen.

KONKRET: Zeigt die unerwartet hohe Kampfbereitschaft, daß diese Signale verstanden worden sind?

Hensche: Für die IG Druck und Papier kann ich sagen: ja. Anders kann ich mir nicht erklären, daß die Kampfbereitschaft die ganze Zeit über so ungebrochen war. Wenn uns einer Anfang April gefragt hätte, wie lange könnt ihr das denn durchhalten, dann hätten wir gesagt: sechs, sieben Wochen. Daß die Kampfbereitschaft sogar gestiegen ist, wie die Urabstimmungen der letzten Wochen zeigen, kann nur darauf zurückzuführen sein, daß die Kollegen wissen, worum es geht.

KONKRET: Nun war dieser Kampf seit zehn Jahren abzusehen. So alt ist der Tabu-Katalog der Unternehmer, der Verhandlungen über Arbeitszeitverkürzungen ausschließt.

Hensche: Allerdings unter anderen Vorzeichen. Der Tabu-Katalog hatte aus der Sicht der Unternehmer die Funktion, Stillstand anzuordnen - und zwar zentralisiert. Das ist sozusagen der defensive Charakter des Katalogs. Aber was sich heute vollzieht und seit anderthalb Jahren im Verein mit der Politik anbahnt, hat eine ganz andere Dimension. Da geht es ja nicht mehr darum, einen bestimmten Fortschritt abzublocken, sondern Widerstandspotentiale zu zerschlagen. Das geht weit über den Tabu-Katalog hinaus.

KONKRET: Seit die Herren Kohl, Lambsdorff, Blüm und Genscher erklärt hatten, auf welcher Seite sie stehen, gab es Klagen vom DGB und einzelnen Gewerkschaftsführungen über diese bedauerliche Parteilichkeit. Klagt die IG Druck und Papier auch?

Hensche: Du hast noch die Klagen über den Franke-Erlaß vergessen. Also, das konnte doch wirklich keinen überraschen. Der Staat ist doch nie neutral. Das kann er auch gar nicht sein. Kein Repräsentant des Staates ist frei von den realen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Im Gegenteil - er wird ja hochgespült von bestimmten gesellschaftlichen Gruppen. Und Herr Kohl und Herr Lambsdorff erfüllen ihren Auftrag. Das mag bei Lambsdorff sogar sehr direkt sein, mit Hilfe von Schmiergeldern, auch wenn das sonst nicht so mechanisch geht. Aber sie sind eben Vertreter einer Interessengruppe, und die sind mustergültige Vertreter, muß man sagen.

Daß der Arbeitskampf diese Härte bekommen hat, ist nicht allein dem Tabu-Katalog und nicht allein der Roll-back-Politik der Industrie zuzuschreiben. Er wäre in dieser Schärfe und Hartnäckigkeit nicht denkbar ohne die ganz massive Rückendeckung seitens der Bundesregierung.

KONKRET: Wäre das unter einer Regierung Schmidt/Genscher anders verlaufen?

Hensche: Nein. Man darf allerdings nicht übersehen: Die Rolle des Staates hat sich schon unter der sozialliberalen Koalition gewandelt, die die Arbeitslosigkeit mit Haushaltssicherungsgesetzen, also mit Sparprogrammen glaubte bekämpfen zu müssen, die die Lasten der Krise einerseits auf die Arbeiter abwälzten und dem Kapital mehr Spielraum einräumten. Ich will hier nicht wiederholen, warum das blanker Unsinn war, und warum die Rechnung nicht aufgehen kann. Tatsache ist, daß diese Politik schon vor dem 6. März 1983 hoffähig geworden ist.

Das macht übrigens auch die gewerkschaftliche Opposition und die glaubhafte Entwicklung von Widerstand gegen diese Art von Politik so schwer. Die neue Qualität ist die, daß man nun nach der Wende auch vor flagranten Eingriffen in geheiligte Schutzgesetze nicht mehr zurückschreckt. Und das wird so weitergehen, wenn wir es nicht aufhalten. Das ist auch eine Machtfrage, und es bedarf eines gewaltigen Einsatzes gewerkschaftlicher Kraft.

KONKRET: Wird dieser Arbeitskampf dazu beitragen, daß die Einsicht wächst, daß diese Politik der Krisenbewältigung Klassenkampf ist?

Hensche: Ich hoffe, ja. Insofern hat auch die Art der gewerkschaftlichen Gegenwehr eine andere Qualität gewonnen. Was sich an Koordinationskreisen, an gemeinsamen Aktionen auf der Ebene von DGB-Landesbezirken und Kreisen gebildet hat, ist beispielgebend und zeigt, daß auch die Funktionäre anderer Gewerkschaften begriffen haben, worum es geht - auch von Gewerkschaften, die derzeit auf die Vorruhestandsregelung setzen, also von Sieg oder Niederlage beim Kampf um die 35-Stunden- Woche scheinbar nicht berührt sind. Was da gewachsen ist, darf nicht in sich zusammenfallen.

Die ersten Schritte des DGB in Richtung auf eine praktizierte Solidarität erzeugen ja auch eine Erwartungshaltung. Wenn die nicht erfüllt wird, kann sehr leicht Resignation einziehen. Wir werden aufpassen müssen, daß solche Tendenzen sich nicht festsetzen. Aber ich glaube schon, daß eine höhere Stufe an Bewußtsein zurückbleibt.

KONKRET: Ist es nicht wahrscheinlicher, daß der DGB in die alte bequeme Rolle zurückfällt und die Einzelgewerkschaften sich wieder auf das Aushandeln von Lohnprozenten beschränken?

Hensche: Die Gefahr besteht. Wenn ich sage, daß sich ein höheres politisches Bewußtsein bilden könnte - von alleine stellt sich das nie ein. Da muß man auch dran arbeiten. Aber das hängt ja auch von den Fakten ab, die andere setzen. Im Herbst steht die nächste Auseinandersetzung bei der Tarifrunde im öffentlichen Dienst bevor. Da gibt es die sich mehrende

Zumutung der Nullrunden, die sich dann in einer Negativ-Spirale auf die gesamte Wirtschaft auswirken. Ich hielte es für schlecht und für eine Niederlage, wenn die Gewerkschaften der privaten Wirtschaft sich im Herbst in die Ecke stellen und aus der Nische als Polit-Voyeure angucken, wie sich die ÖTV abstrampelt.

Die Gewerkschaften werden auch mit Sicherheit herausgefordert sein, wenn Norbert Blüm ernst macht mit seiner Ankündigung, bestehende Arbeitsschutzgesetze einzuschränken - »Reform« der Arbeitszeitordnung, großzügige Zulassung befristeter Arbeitsverträge. Die Politik des Sozialabbaus geht ja weiter. Da wird es Situationen geben, wo ich mir lebhaft vorstellen kann, daß eine Presseerklärung als Form des Protestes nicht ausreicht.

KONKRET: Die FDP fordert die gesetzliche Reglementierung des Arbeitskampfes.

Hensche: Was ja nichts Neues ist. Die Forderung nach einem Verbände-Gesetz ist alt.

KONKRET: Und in Großbritannien weitgehend durchgesetzt.

Hensche: Gewerkschafter tun gut daran, die Entwicklungen in Großbritannien aufmerksamer zur Kenntnis zu nehmen, auch die in den USA. Da ist eine gefährliche Tendenz vorgezeichnet - in den USA bis hin zur völligen Einflußlosigkeit der Gewerkschaften. In dem Maße, in dem sich soziale Auseinandersetzungen zuspitzen, in dem Gewerkschaften von ihrem Recht auf Gegenwehr in Tarifauseinandersetzungen Gebrauch machen, wird auf Seiten der Reaktion der Ruf nach Gesetzen hoffähig, die die Vorherrschaft der Unternehmer absichern sollen. Was Genscher vorschlägt, ist ja nichts anderes als der gesetzgeberische, notarielle Akt, der festschreiben soll, was die Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände derzeit praktiziert. Der Genscher braucht kein Verbände-Gesetz mehr, wenn es den Unternehmerverbänden gelingt, uns kaputtzuschlagen.

KONKRET: Wie angeschlagen werden die Gewerkschaften aus diesem Tarifkampf herauskommen? Wird der nächste Kampf erst dann aufgenommen werden können, wenn die Streik-Kassen wieder gefüllt sind? Oder muß man von dem Prinzip wegkommen, daß Streikgeld gezahlt wird?

Hensche: Das möchte ich nicht mit Kollegen diskutieren, die mit 1.800 Mark ihre Familien durchbringen müssen. Ich halte davon nichts.

KONKRET: Bei den italienischen Gewerkschaften ist Streikgeld unbekannt.

Hensche: Das stimmt nicht ganz. Das sind meist betriebliche Streiks, und die Gewerkschaften organisieren massenhaft Spendenaktionen. Das macht allerdings die gewerkschaftliche Aktion auch für die Gewerkschaften unkalkulierbar. Solange es um den Einsatz kollektiver Arbeitsniederlegung geht, die verläßlich sein muß, möchte ich ungern auf geregelte und verläßliche Streikunterstützung verzichten. Wir sollten uns nicht dem Risiko aussetzen, die Dauer eines Arbeitskampfes von Spenden abhängig zu machen. In Italien und Frankreich kommt allerdings hinzu, daß es intakte soziale Strukturen gibt, in denen Streikende aufgefangen werden. Das haben wir ja alles nicht mehr.

Aber, das muß hinzugefügt werden, Opfer muten wir unseren Mitgliedern verdammt viele zu, auch Einkommensverluste. Wir haben nach der Ablehnung des Biedenkopf-Vorschlags durch die Unternehmer erlebt, daß Belegschaften spontan in den Streik getreten sind und gesagt haben, das machen wir, auch wenn ihr uns keinen Pfennig zahlt - so zum Beispiel bei der »Süddeutschen Zeitung«.

KONKRET: Wird es ein Ende des gewerkschaftlichen Tabu-Katalogs geben, der bisher den politischen Streik ausschließt?

Hensche: Ich halte nichts von Reizwörtern wie »politischer Streik« oder »Generalstreik«, weil die nur den Aufhänger für die andere Seite bieten, auch innergewerkschaftliche Diskussion zu unterbinden. Dennoch: Einen unpolitischen Streik gibt es nicht. Selbst der Streik um Lohnprozente ist politisch, ist immer ein Stück Klassenauseinandersetzung. Zweitens: Ich halte es unter dem Aspekt bürgerlicher Freiheiten für selbstverständlich, daß wir wie andere auch das Recht haben, unsere Stimme zu erheben. Und da wir nicht über die Rotationen und Sendeanlagen verfügen, haben wir nur das klassische Mittel, daß wir mit unseren Mitgliedern - wir sind nun mal die Mehrheit im Land - zeigen, wohin es geht. Drittens: Es gehört ganz unbestritten zur Demonstrationsfreiheit, dann auch am Arbeitsplatz zu zeigen, was wir für richtig halten.

Ich rede auf der Grundlage bürgerlichen Rechtsverständnisses: Wenn Unternehmer das Recht haben, zu erklären, daß es bei bestimmten Erschwernissen der Gewinnerzielung nicht mehr lohnt, in der Bundesrepublik zu investieren, dann, meine ich, müssen Arbeiter das Recht haben, zu erklären, daß es unter bestimmten, die sozialen Rechte einschränkenden Bedingungen nicht mehr lohnt, zu arbeiten :

Sobald man dieses sagt, ist man wieder verteufelt. Aber ich wiederhole: Ich spreche nur auf der Basis bürgerlichen Grundrechtsverständnisses. Als die sozial-liberale Koalition mal die Bedingungen für die Gesundheitsvorsorge ändern wollte, haben die Zahnärzte zu einem Behandlungsboykott aufgerufen. Das hatte die volle Unterstützung von damaligen CDU-Sozialministern wie Herrn Schnipkoweit in Hannover. Ja, wenn das zulässig ist...

Es hat ja immer Arbeitsniederlegungen aus politischen Gründen gegeben, beim Mauerbau, nach dem Einmarsch der Roten Armee in die CSSR oder bei der Friedenskundgebung im letzten Jahr. Umso mehr ist das denkbar, wenn es wirklich ans Eingemachte geht. Wenn also, was gar nicht theoretisch ist, diese Regierung darangehen sollte, die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall einzuschränken, dann sollten sich die Arbeiter daran erinnern, wie sie diese durchgesetzt haben - nämlich durch Streik.

Ich komme darauf zurück: Der Staat ist nicht der Monarch, der liebe Gott, der über der Gesellschaft schwebt und dessen Akte sakrosankt sind. Der ist durch seine Repräsentanten einerseits käuflich, andererseits beeindruckbar durch Gegenwehr der Arbeiterschaft. Noch eine Bemerkung zur Arbeitslosigkeit: Daß diese unmenschliche Politik der Krisenabwälzung und des zynischen Duldens weiter wachsender Arbeitslosigkeit hingenommen wird, liegt daran, daß es den Herrschenden gelungen ist, das Leid und Elend der Arbeitslosigkeit kollektiv zu verdrängen. Da gibt es erschreckende Zeichen, wie vom Familien- und Bekanntenkreis bis zum Kollegenkreis diese Gesellschaft Noch-Arbeitenden aufgrund vorgegebener Normen - das fing an mit dem Drückeberger - sich abschottet gegenüber dem Arbeitslosen. Das ist die Perspektive einer Wolfsgesellschaft. Das ist das Polster, das den zynischen Machtgebrauch in Bonn wie von den Unternehmern ermöglicht.

Konkret 08/84, S. 33

Eva Groepler

Le Pen: Inhalte der NPD im Gewand der CSU

Portrait des Führers der immer breiteren Front National in Frankreich

Sonntag, 17. Juni, kurz vor zehn. Die ARD-Wahlsendung gibt für Frankreich erste Prognosen durch: 9 Prozent für die Front National, ebensoviel wie für die KPF. Ein freier Sender aus Paris ruft an, um die westdeutschen Trends zu erfahren. Sie wissen es noch nicht, weil die Wahllokale bei ihnen später schließen. Nach einer halben Stunde wieder Telephon, diesmal mein jüngster Bruder: »Le Pen hat 11 Prozent - das ist entsetzlich. Im Ernst, jetzt organisiere ich mich. Die oder wir. « Dann ist Radio Galere am Apparat, ein freier Sender in Marseille. Das ursprünglich geplante Interview-Thema, Europawahlen in der Bundesrepublik, ist schnell vergessen. In der Hafenstadt werden für Le Pen über 20 Prozent gemeldet. Die Welt mal anders herum: Hier gewinnt eine grüne Liste mit linken Akzenten, dort »die«. Zu später Stunde noch ein Gespräch mit einem Mitarbeiter der »Liberation«, wo die Montagsausgabe gerade gesetzt wird. Überschrift: »Le Choc«. Aber der Schreck hält sich in Grenzen. Nicht vergleichbar, meint er, »wenn das bei euch passiert wäre«.

Der 10. Mai 1981, die Straßenbälle, Lampions und roten Rosen - alles schon Museum? Staatspräsident Mitterrand soll totenbleich gewesen sein, als ihm die ersten Berichte übermittelt wurden. Aber schon bald sucht das Regierungslager Trost und Fassung in einfältiger Polit-Arithmetik. Alles in allem komme die Linke immer noch auf 39 Prozent gegenüber 42 Prozent der Rechten. Doch die Rechnung stimmt nur, wenn man die rechte Familie ohne den extremistischen Sproß addiert. Gleichmut möchte man aus geschichtlichen Betrachtungen gewinnen. Nur kurzlebig sei 1956 das Aufflackern der poujadistischen Bewegung mit ihren 2,5 Millionen Stimmen gewesen. Doch ab 1958 war die Rechte 23 Jahre ununterbrochen an der Macht. Auch durch das Beschwören eines »natürlichen Kreislaufs« will keine rechte Zuversicht aufkommen: Wie der Herbst dem Sommer folge die Rechte der Linken. Irgendwie geht's dann halt wieder dem Sommer entgegen.

Den Schuldigen hat man sowieso schnell gefunden. Am KPF-Wählerschwund kranke die Regierung und mäste sich die Front National (FN). Der alte Evergreen wird neu belebt: Die extreme Linke schaukelt die extreme Rechte hoch. Dafür ist die KP noch »links-extremistisch« genug. Angeblich soll die FN vor allem Stimmen frustrierter KP-Wähler bekommen haben, vornehmlich von »den Arbeitern«. Denn die, so wissen diese Kommentatoren, sind blöd genug.

So griffig diese Erklärung in bürgerlichen Ohren klingen mag - das Wahlergebnis ist, wie die Analysen zeigen, ganz anders zustande gekommen. Den großen Sprung von einem Rand des Parteienspektrums zum entgegengesetzten hat es nicht gegeben. Die KPF litt am meisten von allen unter der hohen Wahlenthaltung. Die Sozialisten verloren ca. eine Million Stimmen an das Rechtsbündnis zwischen Chiracs RPR und Giscards UDF. RPR/UDF aber verfehlten den erwarteten Zuwachs, weil sie mindestens ebensoviel an die FN abgaben. Keine Frage, Le Pen ist »I'enfant de la droite«.

Jean-Marie Le Pen kann auf eine gradlinige Faschisten-Karriere zurückblicken. Er begann seine Laufbahn mit dem Vorsitz einer Verbindung von Jura-Studenten in Paris. Diesen Job mußte er 1951 abgeben, nachdem er sozusagen »im Dienst« (also besoffen) zur Kommunion in der Kirche erschienen war. Le Pen ließ damals keine Schlägerei aus, sei es mit kommunistischen Studenten oder auch staatlichen Ordnungshütern. Während er heute als Saubermann Eindruck beim Kleinbürger schindet, weckt sein Aussehen auf alten Fotos unwillkürlich Assoziationen an einen Michael Kühnen. 1953 ging er nach Indochina. 1956 wird er im Alter von 27 Jahren Abgeordneter der Poujadisten in der Nationalversammlung. Aufsehen erregte die überschäumende Demagogie, die er als Redner an den Tag legte. Gleichwohl zog es ihn immer wieder an die Front.

Eine besonders schaurige Episode ist seine Zeit als Fallschirmjäger in Algerien. 1962 veröffentlichte die Zeitung »Verité-Liberté« Polizeiberichte aus Algier von 1957, in denen die Folterung eines Neunzehnjährigen beschrieben wird. Dieser gab zu Protokoll, man habe ihm elektrische Drähte an den Ohrläppchen angebracht. Leutnant Le Pen habe persönlich die Kurbel eines handgetriebenen Generators bedient, um ihm elektrische Schläge zu versetzen. Anschließend sei er in ein Wasserbecken getaucht worden. Dann habe er fünf Tage in ein Erdloch eingegraben verbringen müssen. Le Pen war von dieser Zeit so begeistert, daß er in der Nationalversammlung forderte, eine alljährliche Fallschirmjäger-Parade zum 14. Juli in Paris zu veranstalten.

In den sechziger Jahren nährte er sich u. a. aus den Einkünften einer von ihm gegründeten Schallplatten-Firma. Einer seiner persönlichen Hits war die LP »Stimmen und Lieder aus der deutschen Revolution« mit Interpreten der alten deutschen Welle. Beschriftung des Platten-Covers: »Die Machtergreifung verdankten Adolf Hitler und die NSDAP einer alles in allem populären und demokratischen Massenbewegung sowie einer legalen Wahl - Umstände, die meistens vergessen werden.«

1972 gründete er die Front National mit der Absicht, ein Sammelbecken für die zersplitterte rechtsextreme Szene zu schaffen. Alles, was dort Rang und Namen hat, taucht im Laufe der Zeit bei ihm auf: OAS-Leute, der Nachlaß der

verbotenen Faschisten-Gruppen Occident und Ordre Nouveau, Mitglieder der FANE (heute FNE; die FANE wurde 1980 nach dem Bombenanschlag auf die Synagoge in der Pariser Rue Copernic verboten), schließlich exponierte Ideologen von rechtsaußen wie etwa von der Zeitschrift »Minute«. Es ist nicht nötig, dieses Gestrüpp von Verbindungen und Zusammenhängen mit Namen und Adressen zu belegen, da seine Existenz von der FN gar nicht bestritten wird.

Bis zur Regierungsübernahme durch das Linksbündnis PS/KPF kommt Le Pen nie aus der Außenseiter-Position einer Ein-Prozent-Partei heraus. Doch schon bei den Parlamentswahlen vom Juni 1981 erreichen FN und PFN, eine etwas modernistisch aufgemachte Bruderpartei, zusammen 7,7 Prozent. Damals kam freilich niemand auf die Idee, dieses beachtliche Ergebnis enttäuschten KP-Wählern anzulasten.

Das Jahr 1983 bringt den Durchbruch für den ehemaligen Fallschirmjäger, der sich mittlerweile als Besitzer eines Schlößchens präsentiert, hellblaue Anzüge trägt und das Haar passend gebleicht hat. Nach langer Abstinenz probt die Rechte den Straßenkampf. Medizin- und Jura-Studenten (interne Demonstrations-Anweisung: »einfache Kleidung tragen, Schmuck zuhause lassen! «) fürchten um ihre Privilegien. Die von ihnen bizarr als »gauchistes« titulierten Bullen lassen sich nicht lumpen: Wenig später dringt eine Polizisten-Demonstration, ungehindert von ihren wachhabenden Kollegen, in den Vorhof des Elyseums ein, Le Pen mitten unter ihnen. Mit deutschem Gruß brüllen sie Parolen gegen die Justiz- und Verkehrsminister, »Badinter raus aus Frankreich« und »Fiterman ab nach Moskau« . Händler und Handwerker protestieren gegen die sogenannte »Steuer-Gestapo«, während Kleinunternehmer in der Pariser Börse Putz machen. Le Pen kann die Früchte ernten. Im März erreicht er persönlich im 20. Pariser Arrondissement 12 Prozent bei den Kommunalwahlen. Bei kommunalen Nachwahlen im Herbst erreicht die FN mehrfach spektakuläre Erfolge von über 10 Prozent. Und jetzt kommt ihr eigentlicher Triumph. Bevor überhaupt begriffen wird, was da passiert, ist die FN bereits salonfähig.

In Dreux, einer Kleinstadt in der Umgebung von Paris, wird ein offizielles Wahlbündnis zwischen RPR, UDF und FN geschlossen. Die Parteizentralen der etablierten Rechten geben ausdrücklich ihren Segen. »Le Pen ist doch ein guter Franzose, jedenfalls ein besserer als die Moskowiter in der Regierung«, so ein Redner auf dem Parteitag der UDF. Simone Veil ist unter den Spitzenpolitikern der Rechten die einzige, die sich gegen diese Bündnispolitik zur Wehr setzt.

Die »banalisation«, von RPR/ UDF begonnen, um das Zusammengehen zu rechtfertigen, setzt sich fort. Yves Montand, dessen Herz heute gleichermaßen für Mitterrand wie für Reagan schlägt, nennt Le Pen »Folklore«. Davor brauche man keine Angst zu haben. »Libération« charakterisiert ihn als »freundlichen Rassisten«. So ein Volkstribun fehle der KPF. Die PS empfiehlt Stillhalten, damit sich Le Pen nicht als Märtyrer aufspielen kann. Alle zusammen sind der Meinung, daß ein Rassist schon etwas Schlimmes ist, ein französischer Rassist aber doch ein bißchen was anderes.

Le Pen selber macht aus seinem Fremdenhaß genauso wenig Hehl wie aus seinem Antikommunismus. Aber Faschist? Antisemit? Um Hitlers willen! Die vornehme Abgrenzung, die er vor den Kameras pflegt, war nicht immer seine Stärke. »Patriotischen, ja fast physischen Ekel« artikulierte Le Pen als Abgeordneter in den fünfziger Jahren gegen den (jüdischen) Sozialisten Mendés-France. Ganz in diesem Stil sind heute Badinter, Fiterman oder Veil Zielscheiben wüster Hetz-Tiraden der FN-Presse (»Alles, was sie an Französischem haben, ist ihre westliche Kleidung«). Noch deutlicher wird der frisch gekürte Europa~Parlamentarier der FN: Romain Marie, Führer der Rechtsklerikalen: »Die Juden sind unverschämt, wenn sie behaupten, die Rechte sei antisemitisch. Darauf könnten wir nämlich kontern, daß der Kommunismus jüdisch ist«.

Die letzten Zweifel an ihrem Charakter zerstreut die Selbstdarstellung der FN, wie sie etwa auf einem Parteifest im vergangenen September zu beobachten war. Auf den Tischen handsignierte Portraits von Führer Le .Pen für 40 Francs neben dem Katechismus von Pius X., Nachdrucken von Geobbels-Reden und sogenannte Enthüllungen über die »6-Millionen-Lüge« von Faurisson. Die drei- bis viertausend Anwesenden legen eine Schweigeminute für die christlichen Opfer des Libanon-Krieges ein; das beweise die Unmöglichkeit einer »multi-rassischen« Gesellschaft. Danach doziert Le Pen über Geschlechtskrankheiten, die von den ausländischen »Parasiten« ins Land gebracht würden. Seinen jugendlichen Neonazis streicht er über den kahlgeschorenen Kopf. Sind sie nicht adrett in ihren Uniformen? Oder hätte man es vielleicht lieber, wenn sie »an der Hosennaht stinken oder Joints rauchen«?

Le Pen ist der Inhalt der NPD mit dem Auftreten der CSU. Die populistische Masche fällt ihm umso leichter, je mehr er sich der Unterstützung einflußreicher Kreise sicher sein kann. Man stelle sich vor, ein Dregger spinnt nicht mehr heimlich Fäden, sondern ruft öffentlich zu einem Zusammengehen mit den Nationalen auf. Dann kann sich auch hier manches sehr schnell ändern. Eben deswegen sollten wir uns davor hüten, mit dem Finger auf Frankreich zu zeigen.

Die Europawahl war ein Alarmsignal, vielleicht das letzte, an die Adresse des Linksbündnisses. Es besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß die Bilanz von drei Jahren Regierungspolitik katastrophal ist. »Modernisierung« mit monatlich 20.000 Entlassungen (und das sind offizielle, eher beschönigende Zahlen), Selbsthilfe-Propaganda unter dem zynischen Motto »Vive la crise« bei scharfer Beschneidung sämtlicher Sozialleistungen, hundertprozentiger Atlantismus in der

Ost/West-Politik... - so makaber hätte sich wohl niemand die Realisierung des Mitterrand-Satzes vorgestellt: »La dissuasion, c'est moi« (Die Abschreckung bin ich).

Die Rechnung, auf Kosten des ständigen Prügelknaben KPF auch in Frankreich zu einer starken Sozialdemokratie zu kommen, ist nicht aufgegangen. Wer durch diese Politik begünstigt wurde, dürfte nach dem 17. Juni außer Frage stehen. Die PS scheint das nicht anzufechten. Wie auch anders? Das wäre doch direkt gemein gegenüber Ronnie und Helmut...

Konkret 08/84, S. 36

Niklaus Meienberg

Der Manager des Himmels auf Erden

Nie ist der Papst, richtig bei sich. Immer ist er außer sich. Ständig sucht er seine Gläubigen in fremden Ländern heim. Keines läßt er aus, niemand kann ihm entkommen. Zuletzt weilte er in der Schweiz. Da war es so wie überall und doch auch anders. Niklaus Meienberg hat dem Papst zugeschaut

*0 we, der babest ist ze junc / Hilf, herre, diner Kristenheit**

*Oder: Der Glaube ist oftmals zu schön, um durch Wissen ergänzt zu werden***

Pfingstdienstag, 08.35, Flughafen Kloten, Zuschauerterrasse. Zwei Tage nach dem Heiligen Geist wird der Heilige Vater erwartet. Er ist jetzt noch in der Luft, sieht die Berge von oben, blättert ein wenig im Brevier, nippt an einer BLOODY MARY - anderen Quellen zufolge an jenem mit polnischem Wodka geläuterten Tomatensaft, welchen ihm sonst die polnische Nonne Kathinka regelmäßig zum vatikanischen Mittagessen kredenzt -, findet eine hilfreiche Stelle im Brevier: DOMINE AD ADJUVANDU ME FESTINA, Herr eile mir zur Hilfe; findet noch eine weitere Stelle: SUPER ASPIDEM ET BASILISCUM AMBULABIS ET CONCULCABIS LEONEM ET DRACONEM, über Schlangen und Basilisken wirst Du schreiten und zermalmen den Löwen und den Drachen, und die Stellen kann er brauchen, denn die christlichen Politiker warten im ganzen Land auf SEINEN Besuch und wollen sich in SEINEM Glanze sonnen und SEINE geistlichen Kraftströme auf ihre weltlichen Mühlen lenken.

Der Papst seufzt. Er hat kurz nach dem Abflug in Rom/Fiumicino in den Reden geblättert, die er spontan überall in der Schweiz halten wird. Er weiß *jetzt* schon, daß ihm die Freiburger Jugend »ernsthafte Fragen«, die er noch nicht gehört hat, stellen wird und hat die Antworten darauf sicherheitshalber bereits in Rom formuliert. Im Frachtraum der päpstlichen Al-Italia-Maschine liegen ein paar hundert Kilo hektographierte Papstreden bereit, dt. frz. engl. span. ital., die werden in den verschiedenen Pressezentren entlang der päpstlichen Route in schönster Auslegeordnung zu finden sein.

Flughafen Kloten, 08.46, Zuschauerterrasse. Herr Cahannes von der Kirchenpflege Opfikon/Glattbrugg ist mit seinem Feldstecher, den er sonst ausschließlich zur Jagd in Graubünden benutzt, erschienen. In ca. 400 Meter Entfernung scharrt ungeduldig das Empfangskomitee. Vorn am roten Teppich die zürcherische Regierung. Dann ist der rote Teppich kurz unterbrochen, ein wenig Flughafenboden scheint hervor, den wird der Papst dann küssen, schmeckt er nach Esso- oder Shell-Flugbenzin?, dann kommen die Bischöfe mit ihrem Gruß, und hinten rechts steht ein Rednerpültchen, dort wird der Papst den Gegengruß entbieten, nachdem er von Bundespräsident Schlumpf begrüßt worden ist. Jetzt werden von italienisch sprechenden Männern zahlreiche Fähnchen in den vatikanischen Farben auf der Zuschauerterrasse verteilt, damit wird gewedelt, sobald die päpstliche Maschine in Erscheinung tritt. Die fährt in einem großen Bogen zum roten Teppich, und zwar dergestalt, daß den Zuschauern auf der Terrasse der Anblick des aussteigenden Papstes nun jählings entzogen wird. Das Fernsehen und die Journalisten und die Prominenten sind so postiert, daß sie die feierliche Seite der päpstlichen Maschine sehen können, den Zuschauern auf der Terrasse bleibt der Blick auf die Logistik: Kisten und Gerätschaften werden aus dem Bauch der Maschine entladen, Tausende von Medaillen, Rosenkränze, die päpstliche Garderobe sind darin enthalten, Kelche und was es noch braucht. Ein ganz beträchtliches Frachtgut! Eine große Geschäftigkeit! Herr Cahannes ist enttäuscht, er hat den Papst nur kurz im Fadenkreuz gehabt. Dessen Stimme zittert jetzt über die Piste. Die Verstärkeranlage ist weniger gut als jene in Fribourg, welche für 38.000 Franken bei der Scientology-Sekte gemietet worden ist. Fluglärm und Musik.

Pfingst-Dienstag, 22.20, Fribourg. Der Papst ist in dieser bemerkenswerten Stadt angesagt; hat vermutlich von ihrer Schönheit gehört. Anstatt direkt von Zürich nach Fribourg zu reisen, macht er einen zeit- und kräfteraubenden Umweg über Lugano und Genf, wo ihm von den Neugläubigen eine Pendule geschenkt wird, und über Lausanne, wo ihm nochmals eine Pendule geschenkt wird (von der Regierung). Die letzte Uhr wird ihm später in der Klosterkirche Einsiedeln geschenkt werden, es ist eine Gabe der Firma Landis & Gyr, mit der Inschrift: ZEIT IST GNADE. Die buchstäblich Hunderte von Gaben, die dem Papst dargeboten werden, Käse, Edelweiß, Absinth und Bücher, nimmt dieser selbst in Empfang, reicht sie dann fast unbesehen seinem Truchseß weiter, der sie dem Mundschenk weiterreicht, der sie dem Leibarzt überreicht; während die symbolischen Präsente, die der Papst verschenkt, auf einen je nach Geschenk anders modulierten Pfiff des Papstes, einen murmeltierartigen, nur den Eingeweihten vernehmbaren Pfiff, von drei anderen Hofschranzen an den Papst weitergereicht werden, der sie dann eigenhändig übergibt. (Vollautomatische Rosenkränze, irisierende Medaillen etc.)

Von seiner Hand reicht er den Schüttelnden, wie man in Fribourg gut beobachten konnte, zwecks Schonung nur den vordersten Teil, etwa ein Drittel, also die beiden ersten Fingerglieder der rechten Hand, während er nicht selten mit dem Handballen seiner linken Hand etwas väterlich über den Handrücken seines Händeschlagpartners fährt. Kinder streichelt er sowohl übers Haar wie auch direkt am Gesicht, dieses meist von oben nach unten. Küsse werden auf dem Haar der kleinen

Gläubigen angebracht, manchmal auch auf Stirn und Wangen (immer tonlos). Von den Männern haben nur die Kleriker Anrecht auf den Bruderkuß; bei diesen aber nicht nur die römisch-katholischen, sondern auch die Griechisch-Orthodoxen, Kopten, Russisch-Orthodoxen, Maroniten, Eremiten, Leviten, Styliten, Anachoreten, Zönobiten. Die Frauen werden, in kußmäßiger Hinsicht, wie Kinder behandelt, ein väterlicher Schmatzer auf die Stirn, ein schnelles Übers-Haar-Streicheln.

Um 22.25 ist er im Salonwagen angekommen, auf Perron 1. Vom frei zugänglichen Perron 2 aus, wo sich im Moment der Ankunft keine Polizei befand, hätte man ohne Schwierigkeit ein Attentat unternehmen können, umso mehr, als die ganze Bahnhofbeleuchtung gerade rechtzeitig aussetzte. Welche Schande für Fribourg wäre das gewesen: ein toter Papst auf Perron 1. Die Regierung des Kts. Fribourg, die ihn begrüßt hatte, wird begrüßt. Der Papst spricht ein leidliches Französisch mit einem hart rollenden R, auch sein Deutsch ist passabel, er pflegt auf polnische Art das Ö durch ein E zu ersetzen: Erlese uns von dem Besen. Italienisch soll er auch kennen, dazu etwas englisch und lateinisch.

Nachdem die Regierung begrüßt war, winkte der Heilige Vater oder *trés Saint Pére,* wie sie in Fribourg sagen, vom erhöhten Perron 1, eingerahmt durch die Inschriften LA GENEVOISE ASSURANCE und BUFFET PREMIERE CLASSE, dem Volk zu und formte seine Hände zu einem Trichter und rief dem Volk etwas zu, während einige ultramontane Schreihälse immer wieder HALLELUJAH! HALLELUJAH! krähten. Dann preschte die stattliche Wagenkolonne hinauf ins stacheldrahtgeschützte, von Hund und Mann und Funk bewachte, verbunkerte, hochsicherheitstraktmäßig geschützte Priesterseminar, wo der Stellvertreter Christi - wieviel Polizei hatte der Religionsgründer bei seinem Einzug in Jerusalem gebraucht? - neuen Händeschüttelungen ausgesetzt ' und dann nach der Einnahme eines leichten Abendmahls (Fondue Moitié Vacherin, Moitié Gruyère) und dem Aufsagen des kirchlichen Nachtgebets TE LUCIS ANTE TERMINUM / RERUM CREATOR POSCIMUS und der Verabfolgung eines Bruderkusses durch den varnpirhaft dreinschauenden Bischof Mamie in den kurz bemessenden Schlaf sank. (Die letzten Worte von Bischof Mamie am Abend des 12. Juni waren: Dormez bien, très Saint Père; die letzten Worte des Papstes: Et vous aussi, cher frère, et soyez prudent avec votre Saugtherapie.)

*

Am anderen Morgen ging es zeitig aus den Federn (05.30). Nach einer kurzen Waschung (kalt) und einer Anrufung der Vereinigten Müttergottes von Tschenstochau & Einsiedeln wurde, wie jeden Tag, dem Brevier gefrönt. (DOMINE AD ADJUVANDUM ME FESTIMA.) Dann Gabelfrühstück; reichlich Aufschnitt, Eier, spanische Nierchen, Hafermus, Corn Flakes, kaltes Poulet, Ovomaltine (heiß), Gruyere, Vacherin, Butter, dazu Vollkornbrot und, von den Berner Katholiken dargereicht, Berner Züpfe (aus Kemmeribodenbad). Morgens ißt der Papst, so darf man wohl sagen, immer wie ein polnischer Drescher.

Dann ab in die *Kathedrale Saint Nicolas* zur Begrüßung des Domkapitels (08.00) und schon um 08.30 hinübergesaust in die benachbarte Kirche der *Cordeliers*, wo ein Kastratenchor den Papst begrüßt. Kastraten sind eine alte römisch-päpstliche Spezialität. Die Päpste hatten jahrhundertelang etliche von den sangeswilligen, singbegabten Untertanen noch vor dem Stimmbruch kastrieren lassen, damit sie ihre schönsten Sopranstimmen das ganze Leben lang behalten konnten; und in Fribourg, dem päpstlich gesinnten, hat sich dieser Brauch insofern gehalten, als jedes Jahr, seit dem Attentat auf den Papst, eine Anzahl von besonders idealistisch gesinnten Vätern ihre Söhne verschneiden lassen, um dem Papst ihre spezielle Wertschätzung auszudrücken. Diese ödipal konstellierte Opfergabe, welche in ihrer gemilderten Form auch als Zölibat, d. h. freiwillige Ehelosigkeit bei weiterbestehender Zeugungsfähigkeit, auftritt, soll dem Vernehmen nach von Johannes Paul Il. besonders geschätzt werden.

09.30 sodann Fahrt im Papamobil zur Universität. Das Papamobil ist ein umgebauter Rangerover, den hinteren Teil bildet so etwas wie ein senkrecht stehender, gläserner Sarg oder Reliquienschrein, wohinein der Papst sich nun begibt, damit er, als eine Statue, dem Volk vorgeführt werden kann, hinter schußsicherem Glas. Zwei Seitenfenster stehen offen, damit er winken kann. Neben dem .Papst stehen links und rechts zwei Prälaten, die auch ins Volk hinaus winken, obwohl ihnen niemand gewunken hat. So geht es nun hinauf zur Universität, unter begeisterten Vivats und Acclamationen des Volkes. Das Papamobil ermöglicht eine optimale Zurschaustellung des Nachfolgers Christi. Der Papst besetzt sein Territorium, der ist hier ganz zu Hause, mehr als im heidnischen Rom. Wie kleidsam doch seine weiße Soutane mit dem papstwappenverzierten Zingulum wirkt. So freundlich, ein angenehmer Kopf, und schöne Bewegungen macht er mit seinen Händen, gleich wird er eine Handvoll Bonbons aus den Fenstern werfen (sogenannte Feuersteine).

Leut-Selig, das ist er. Und wegen der Rede, die er jetzt sofort im Hof der Universität halten wird, mußten für 26.000 Franken neue Schlösser an sämtlichen Türen der Universitätsräumlichkeiten angebracht werden, weil nämlich einige Nachschlüssel im Laufe der Jahre verloren gegangen waren, und die Polizei damit rechnete, daß der Attentäter mit traumwandlerischer Sicherheit einen dieser Schlüssel hätte behändigt haben können -. Und dann mit dem Zielfernrohr aus dem germanistischen Seminar -. Im großen Hof der Universität waren etwa 500 Leute, davon 150 Journalisten, fast keine Studenten, wenig Professoren versammelt. Der Papst erzählt langfädig einen Mummenschanz, abgestandene neoscholastische Spekulationen: daß Wissenschaft und Glaube kein Widerspruch seien; daß der Glaube die Wissenschaft befruchte etc. Die Rede ist wirklich keine 26.000 Franken wert, und solche Sprechblasen hat man an dieser Uni

jahrzehntelang von einfachen dominikanischen Mönchen hören können, dazu braucht es keinen Papst. Aber die Leute klatschen. Sie würden auch klatschen, wenn der Papst zwei Seiten aus dem Vorlesungsverzeichnis rezitierte. Die Rede ist wie die anderen 52 Papstreden, die in der Schweiz noch gehalten werden: flach, glanzlos, diplomatischer Slalom, konservative Repetition.

*

Aber physisch ist der Papst recht gmögig. Man kann nicht sagen, daß er unsympathisch wäre. Sein Lächeln ist nicht schlecht. Man glaubt ihm sogar, daß er glaubt. Sonst wäre er längst umgekippt bei den Anstrengungen. Aber er kann den Glauben nicht vermitteln, oder höchstens: einen Köhlerglauben. Am Abend wird er bei der sogenannten Begegnung mit der Westschweizer-Jugend sagen: er fordere sie auf, zu glauben, dann sei alles wieder gut. An der Uni-Veranstaltung am Vormittag dürfen sich zwei Studentinnen und zwei Studenten mit hochbrisanten Fragen melden, z. B.: Wie können wir besser studieren? Der Papst gibt nichtige Antworten. Er ist kein Kirchenlicht.

Dann wieder ab ins Papamobil, Papaperpetuummobil, dreimal beschwörend ums Kantonsspital gefahren, segnenderweise. Krankheits-, Dämonenaustreibung. Zwecks Erzielung eines maximalen quantitativen papalen Effekts vordem Hospital Aufstellung genommen, alle aus den Fenstern gestreckten, von der Polizei selektionierten und observierten Krankenköpfe mit einer Ansprache bedacht. Für die Kranken war es kein Erfolg. Heilungen konnten nicht verzeichnet werden. Aber die Polizei war glücklich- schon wieder kein Attentat.

Dann Mittagspause.

Dann wieder Papamobil. Aus dem Schloßpark des Barons de Graffenried sieht man es nahen. Die Reise von der Aristokratie zum einfachen Volk. Ben Hut, jetzt voll motorisiert und religiös, nur etwas langsam. Er fährt ein Oval durch die Menge. Was geht in diesem Papst-Kopf vor, dem proletarischen Grind, wenn ihn 20.000 bejubeln? Ist ja eigentlich nicht sehr christlich. Offensichtlicher Personenkult. Sie möchten ihn berühren, den Magier, den großen weißen Vater Baghwan. Ein Halbgott fährt vorbei (un ange passe). Imperator Rex, Pontifex.

Stalinistische Elemente (auch in der Sprachregelung: was der Papst »Dialog« nennt, ist immer ein Monolog - so wie die »Schauprozesse« nur Schau, aber keine Prozesse waren). Vor 20.000 Menschen eine Schau-Messe, Schau-Frömmigkeit zur höheren Ehre des Fernsehens. (Aber vielleicht ist er wirklich fromm? Er macht einen sehr konzentrierten Eindruck. Aber er weiß doch, daß die EUROVISION überträgt?) Etwa hundert polizeilich streng selektionierte Gläubige dürfen die Kommunion direkt aus SEINER Hand empfangen, Eucharistie mit Polizei, haben irgendein Erkennungszeichen angeheftet, so daß die Polizei sie die Stufen der Pyramide hinaufgehen läßt, wo der Papst ganz oben steht mit dem hostiengefüllten Ciborium in der Hand. Wir sind einen Moment bei den Inkas oder Mayas. Das ist doch eher gigantisch, diese Bilder vom Hohenpriester. Wie wär's mit einem Menschenopfer? Und dazu die Musik, Orgel, Trompeten und Pauken. Und klagende Oboen.

Faschistisch ist das aber auch wieder nicht, dazu fehlt die Aggressivität, das Ableiten der Wut nach außen. Hier gibt es keine Wut, alle Worte sind friedlich, die Gefühle lieb & sanft. Für viele wird diese Meßfeier der einzige Glanzpunkt in einem mühseligen Leben sein. Manche weinen. Hier wird ihnen nicht zu ihrem Recht, aber zu ihrem Ausdruck verholfen (nachdem alle 20.000 durch die Polizeikontrolle gegangen sind: abgetastet).

Unterdessen in Einsiedeln wird jetzt vor dem Hauptportal so etwas wie ein Altar aufgebaut. Und darauf ein vier cm dickes Panzerglas, damit der Papst während des Segengebens nicht erschossen wird. Ist ein Altar mit Panzerglas noch ein Altar? Ein Showbusinessaltar.

*

Am Abend des 13. Juni, nachdem ER noch eine Begegnung mit dem Diplomatischen Corps hatte im Collège Saint-Michel (17.30) und nach der *»kurzen Begegnung mit dem Schw. Israelitischen Gemeindebund im Bischofshaus«* (18.45) und nach dem Nachtessen (19.00) kommt dann wieder eine der berühmten »Begegnungen«, jetzt im Eis-Stadion. Begegnet wird jetzt der welschen Jugend (20.30). Eine junge Frau versucht, mutig und hartnäckig, vor etwa 5.000 jungen Leuten ihr Mißbehagen in der männerbeherrschten Kirche zu formulieren. (»Nous sommes TOUTES des frères«.) Sie nimmt IHM gegenüber Aufstellung und klagt die Männerherrschaft an, den Ausschluß der Frauen vom Priesteramt, und wird sofort niedergedröhnt von schreienden Frauen und Männern (Buben und Mädchen), und diese gehören zu den reaktionären Eiferern der COMMUNIONE E LIBERAZIONE, aber auch zur Schönstatt-Bewegung und zu den Focolarini oder zum stark vertretenen Opus Dei. Die Rechten haben Aufwind und können sich auf den Papst berufen. ER hat das Opus Dei gefördert. Hexensabbat im Stadion. Dann ein bißchen religiöse Schubidu-und-Judihui-Musik, daß die Ohren wackeln, früher hat man diese Klebrigkeiten von Kaplan Flury oder Soeur Sourire gehört. Heilsarmee-Stimmung ungefähr auf der Welle von Steig-ins-Wägelein-hineinlaß - den - lieben - Heiland -Fuhrmann-sein. So jung und schon so reaktionär und hysterisch. ER antwortet wieder nicht auf die Fragen, gibt nur den Ratschlag, die Fragen zu »vertiefen«. Die Antwortrede auf die Fragen hat ER schon in Rom gemacht, die kann man nicht mehr approfondieren. Dann wird wieder einmal gebetet.

Dann werden noch die Kerzchen in den Händen der Jugend entzündet. Viva il papa! schreien die Tessiner von COMMUNIONE E LIBERAZIONE.

Einsiedeln. Der päpstliche Superpuma ist im Studentenhof des Klosters gelandet. Georg Holzherr, Abt, begrüßt IHN. Holzherr ist der Nachfolger von Abt Tschudi, welcher das Zölibat nicht mehr ertragen und einer Frau zuliebe sein schönes Amt aufgegeben hat, seinerzeit. Aber im Haus des Gehenkten möchte ER schon gar nicht vom Strick reden, auch wenn das Kloster große zölibatäre Nachwuchs-Schwierigkeiten hat. Es wird sich bald einmal entvölkern, wenn der Mönchsschwund so weitergeht. Tant pis. Vor zehntausend Frauen und Männern wird ER sagen: »Liebe *Freunde«.*

Unterdessen schützt die Einsiedler Feuerwehr die Mauer des Studentenhofes, in welchem schon wieder der Jugend begegnet werden soll, von außen. Entlang der Mauer hat es Baume. Eine Leiter liegt dort. Darf man sie an die Mauer stellen und besteigen, um journalistisch den Überblick zu behalten? Nein, sagt die Feuerwehr, da könnte jeder kommen. Wozu dient denn die Leiter? Um Jugendliche, welche sich in den Bäumen versteigen könnten, herunterzuholen. Aber da gibt es doch die Stelle im Evangelium vom Zöllner, der so kleinwüchsig war, daß er SEINE Reden nur mitbekam, wenn er auf einen Baum stieg? Aber an diesem Papstabend will die Feuerwehr nichts vom Evangelium wissen.

*

PS: Nach reiflicher Meditation ist der Reporter zur Überzeugung gekommen, daß es sich bei der weißen Person, welche sich, magneten- und kometengleich, vom 12. bis 17. Juni 1984 durch die Schweiz bewegte, nicht um das Original handeln konnte. Da der Papst bekanntlich keinen Paß besitzt, konnten auch die Personalien in Kloten nicht überprüft werden, - das weiße Gewand und eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Original genügten, um ihm Zutritt in das Land und die Herzen zu verschaffen. Tatsächlich ist nicht anzunehmen, daß ein 64jähriger, von Attentatsfolgen schwer angeschlagener Mann auch - nur den Streß des Fribourger Aufenthalts ohne Kollaps überlebt hätte. Der Vatikan hat denn auch wirklich einen Stuntman geschickt, der seine Sache sehr glaubwürdig machte, für einen Tages-Satz von Dollar 3.000 und die Gewährung eines prophylaktischen Vollkommenen Ablasses. Der wirkliche Papst hat unterdessen in Castel Gandolfo, seiner Sommerresidenz, der Schwimmkunst gefrönt und abends die Eurovisions-Sendungen aus der Schweiz goutiert.

---

* Stoß-Seufzer des Walther von der Vogelweide, als der 37jährige Lothar dei Conti zum Papst gewählt wurde (Innozenz III.). In Anlehnung an den Dichter könnte man von Wojtyla sagen, daß er vielleicht nicht ze junc, aber ze robust und ze unangekränkelt sei von jedem Zweifel.

** Wochenspruch in der 26. Woche des 13. Jahrganges im Eimsbüttler Wochenblatt.

Konkret 08/84, S. 41

Klaus Bittermann

Bringt mir den Kopf. Aber geschoren

Selbstjustiz und Gewalt als Mittel zur Hebung der politischen Moral einer selbsternannten revolutionären Avantgarde

Vor nicht allzu langer Zeit lief ein Film über Max Hölz, den legendären Freiheitskämpfer aus den zwanziger Jahren, in einem dieser selbstgebastelten Kinos in Kreuzberg, in dem unter der Regie einiger Autonomer meist Politschinken oder Western von der italienischen Sorte laufen. Solange der Held auf der Leinwand die Reichen schröpfte und die Armen väterlich beschützte, die Polizei lächerlich machte und Selbstjustiz übte, herrschte Hochstimmung im Saal, denn das auserwählte Publikum sah auf dem billigen DDR-Streifen das, was es schon immer sein wollte: die revolutionäre Avantgarde.

Wenn es bei ihnen allerdings schon nicht dazu ausreichte, die Reichen zu schröpfen und die Polizei lächerlich zu machen, so blieb doch immer noch die Ausübung von Selbstjustiz - und davon wurde in der letzten Zeit reichlich Gebrauch gemacht.

In verschiedenen Ausgaben der »taz« wurde jüngst gleich von drei Fällen der Selbstjustiz berichtet: Diese Häufung läßt auf eine Art Agonie einer im Zusammenhang mit Hausbesetzungen kurzlebigen Bewegung schließen. Indem diese Leute nicht mehr wissen, was sie mit sich selbst anfangen sollen, fallen sie im letzten Stadium ihrer Karriere als Pseudorevolutionäre über sich selbst her.

Wie in Hamburg geschehen, als Bewohner eines besetzten Hauses, nachdem sie dort eine Frau gefoltert und vergewaltigt hatten, von ihren Mitbewohnern verprügelt und geschoren wurden. Ein »taz«-Journalist, der diesen Akt der Selbstjustiz mit einem kritischen Kommentar bedachte, wurde vor seiner Wohnung abgefangen und verprügelt. Eine Kommandoerklärung brachte Licht in die dunkle Affäre und zeigte nicht nur den Grad der Dummheit der Täter an, sondern auch ihre Gefährlichkeit: »Heute haben wir dem Folter/Vergewaltigungsverteidiger, Bullenjournalisten und taz Pornokönig Th. J. einen kleinen Denkzettel verpaßt. Falls er die Warnung nicht ernstnimmt, muß er seine Drecksartikel das nächste Mal vom Krankenbett aus schreiben.«

Am 3. Mai stürmte eine Gruppe von Frauen die Praxis eines libanesischen Frauenarztes und verwüstete die Behandlungsräume unter dem Motto: »Gynäkologen, Eure Zeit ist reif! Den ersten hat's erwischt, jeder kann der nächste sein«. Später stellte sich dann heraus, daß die Vorwürfe, die diese Aktion rechtfertigen sollten, unbegründet waren; sowohl Beratungsstellen als auch Mitarbeiterinnen und Patientinnen schätzen den Arzt.

Am 13. Mai überfiel ebenfalls eine Gruppe von Frauen eine Kneipe in Kreuzberg und demolierte deren Einrichtung. Der Besitzer war als »Macker« und »Schwein« entlarvt worden, der seine Angestellten betrügt und Frauen belästigt. Erschwerend kam hinzu, daß der Kneipier Palästinenser ist und die Wände mit politischen Plakaten bekleben ließ. Man warf ihm auch vor, sich nicht wie ein normaler Bürger zu benehmen: »Er zahlt weder Miete noch Strom«.

Diese drei Vorfälle werfen ein bezeichnendes Licht auf den Zustand eines bestimmten radikal sich begreifendes Teils der Linken, und was sich dabei offenbart, ist in jeder Hinsicht niederschmetternd. In dieser Linken ist es Mode geworden erst zuzuschlagen, um sich auch anschließend nichts weiter zu überlegen. Man erspart sich die Mühe, an die Öffentlichkeit zu treten, um auf Mißstände aufmerksam zu machen, was nämlich erfordern würde, im Besitz von hieb- und stichfesten Argumenten zu sein, um schließlich davon ausgehend sich öffentliche Aktionen zu überlegen, die den Übeltäter zwar desavouieren würden, seine Person aber unangetastet ließen. Eine Linke jedoch, die selbst immer nur Prügel bezog, wurde inzwischen selbst prügelwütig, und ihre liebste Beschäftigung besteht darin, endlich einmal selbst in die Rolle des Polizisten zu schlüpfen, der für Recht und Ordnung sorgt.

Selbst in revolutionären Zeiten, wie Anfang der zwanziger Jahre, als z. B. Max Hölz die geschichtliche Bühne über die Hintertreppe betrat, Machtpositionen vakant waren, und man in den Wirren der Nachkriegszeit eine Chance zu revolutionärer Veränderung erblickte, oder in den Anfängen des spanischen Bürgerkriegs, selbst also in solchen geschichtlichen Ausnahmesituationen, war die Selbstjustiz eine nur allzu negative Begleiterscheinung, die sogar ein Durruti, der selbst den Autonomen als makelloser Revolutionär gelten dürfte, versuchte, möglichst schnell Einhalt zu gebieten.

Allerdings wird man die Intelligenz der Autonomen zu sehr strapazieren, wollte man annehmen, daß sie aus diesen geschichtlichen Ereignissen gelernt hätten, die zumindest Grund und Anlaß für eine kleine Überlegung gewesen wären. Die Schwarzweiß-Schablone und die so wunderbar einfache Trennung zwischen Gut und Böse auf der Welt ist das genaue Korrelat zum verblödeten Bewußtsein der jubelnden Desperados, wenn sie es mal wieder einem vermeintlichen Klassenfeind gezeigt haben. Man bräuchte keine Zeile darüber verlieren, würde dieses verblödete Bewußtsein nicht auch verblödete Aktionsformen mit ernsthaften Folgen zeitigen.

In der Zeit des Faschismus war Selbstjustiz weitgehend unnötig; SA und SS erledigten reibungslos und unter Beifall der Bevölkerung die Fälle von Delinquenz, Abweichung und Opposition. Nichtsdestotrotz ließ es sich der Mob nicht nehmen, handfest mitzumischen, wenn Verdächtige abgeführt wurden. Die braven Bürger trugen das Ihre dazu bei, suspekten Individuen das Handwerk zu legen; Denunziation hieß damals der beliebteste Volkssport. Beim bundesdeutschen Normalbürger erlebte die Selbstjustiz in den amerikanischen Western ihr Comeback, wo er sie als gesundes Volksempfinden zu schätzen lernte, bevor er sich selbst begeistert daran machte, eine mit Rudi Dutschke verwechselte Person zu lynchen und später den richtigen Dutschke anzuschießen.

Bisher haben weder die Aktionen selbst noch die Erklärungen dazu es vermocht, sich dieser Tradition von Gewalttätern zu entziehen. Kritische Kommentatoren werden mit Prügel bedacht, zu unrecht Verdächtigte werden handgreiflich eingeschüchtert und geschädigt und als »Macker« Entlarvte werden denunziert. Nun könnte man annehmen, es handle sich hier uni die in marginalisierten Bereichen der Gesellschaft alle Tage vorkommenden irrationalen Gewalttaten, um das Futter der Boulevard-Presse, um das, was jedem Rentner unter die Haut geht und ihn glücklich macht. Wodurch sich die genannten Vorfälle davon unterscheiden, sind in der Tat nur die dazu abgegebenen Erklärungen, die eine Art Krönung sind oder das Fett in der trüben Suppe. Sprechen schon nicht die Aktionen nicht für sich, so muß man sie durch eine Erklärung, die die ausgeübte Gewalt nur in der Sprache verlängert, noch unverständlicher machen. Der radikale Pathos wird zur schlichten Erpressung und rüden Drohung.

Nur in einem Sinn sind diese Autonomen Avantgarde: indem sie dem Mob im kleinen vorexerzieren, was dieser im größeren Maßstab dann nur nachzuahmen braucht. Auch die Angriffsziele werden sich dabei nicht allzu sehr unterscheiden. Ob nun ein palästinensischer Kneipier, der sich im alternativen Milieu der Militanten nicht zu benehmen weiß, ein libanesischer Arzt, der sich doch bloß auf Kosten anderer eine Klinik in der Heimat errichten will oder eben Türken, die, weil man sie eh nicht versteht, hier nichts mehr zu suchen haben. Nichts läßt hier auf einen besonderen Unterschied schließen, der die Taten dieser Kämpfer von den geheimen Wünschen des Mob trennen würde. Und das ist gleichzeitig das Dumme und Gefährliche an diesen Aktionisten, die unverblümt mit einem linken Bekennerwahn auftreten, um blind für die Tatsache zu sein, daß falsch angewandte Gewalt schlimmer ist als der Verzicht auf Gewalt.

Darin offenbart sich auch ein Dilemma linker Politik: denn während auf der einen Seite einige wildgewordene Desperados um sich schlagen, der Zufall zum alleinigen Auswahlkriterium für eine verdiente Strafe wird, trainiert man auf der entgegengesetzten Seite für absolute Gewaltlosigkeit, in der sich Liebe zum Frieden zur »pflichtschuldigen Absichtserklärung« wandelt, die »niemanden verpflichtet und alle Kriegserklärungen bemäntelt« (Glucksmann). Zwei Seiten der gleichen Medaille, denn während die einen trotz gegenteiliger Absichtserklärung den Krieg, den sie verhindern wollen, wahrscheinlicher machen, bereiten die anderen handfest den dazu notwendigen inneren Frieden vor, indem ausgeschlossen und vertrieben wird, wer nicht ins Bild einer wie auch immer gearteten Gesellschaft paßt.

Konkret 08/84, S. 44

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche: Umwelt-Führer

Werner Krum ist ein Deutscher. Zerfällt also in zwei Personen. Die eine kennen wir mehr als uns lieb ist. Mit der anderen müssen wir uns noch vertraut machen

Josef Kramer war ein sehr musischer Mensch mit reichem Gefühlsleben. Wenn er sein Tagewerk vollbracht hatte, hörte er gern Hausmusik, gespielt von einem ausgewählten Orchester. Ertönten die zärtlichen Klänge der »Träumerei« von Schumann, stahlen sich Tränen in seine Augen. Kramer brauchte die Musik als Erholung von seiner Arbeit, die viel mit Chemie zu tun hatte. Denn tagsüber vergiftete der SS-Hauptsturmführer im Konzentrationslager Auschwitz mit dem Schädlingsvertilgungsmittel Cyclon B der IG-Farben-Tochter Degesch Menschen. Kramer mußte allerdings sorgfältig darauf achten, daß er am Tag nicht ein Mitglied des Häftlingsorchesters von Auschwitz vergaste, das ihm am Abend aufspielen sollte.

Dr. Werner Krum ist ein musischer Mensch mit reichem Gefühlsleben. Wenn er auch zu würdigen weiß, daß Juden auf Gedenktafeln für ihre ermordeten Angehörigen »jedes Wort des Vorwurfs gegen die Deutschen« diskret vermeiden, so war der heute 57jährige gewiß kein SS-Mann und hat auch nie mit eigener Hand Menschen umgebracht. Und er unterscheidet sich insoweit, daß ihm Tränen in die Augen traten, als sein Tagewerk einen gewissen Abschluß gefunden hatte. Jetzt träumt er vom Urlaub in Italien. Das ist verständlich, denn Werner Krum ist privat ein nicht völlig unbegabter Reiseführer, wie sich jeder überzeugen kann, der für sein Werk »Gardasee und das Veronese« 32 lächerliche Mark hinlegt - Krums berufliche Tätigkeit kostet uns weit mehr.

Denn er ist Leiter des C. F. Boehringer Werkes in Hamburg-Moorfleet, das im Juni seine Produktion einstellen mußte, weil es die Hansestadt und ihre Umgebung allzu üppig mit wertvollem Dioxin versorgte. Daß Krum ein ungemein sensibler Mensch ist, wurde schon vor drei Jahren deutlich, als undankbare Greenpeace-Leute protestierend den Boehringer-Schornstein erkletterten. Auch er, so verkündete der Herr über HCH, Lindan und das Seveso-Gift TCDD damals den Umweltschützern, sei »manchmal von Sehnsucht erfüllt, einfach zu leben«, denn »kein denkender und fühlender Mensch« sei »so ganz glücklich über die Folgen der Zivilisation«. Und er schritt zur rettenden Tat: »Ich habe meinen Kindern auch gesagt, nehmt nicht die Spraydose.« Denn Umweltschutz sei ein »hohes Gut«, ja er hatte Verständnis für »Ungeduld«, erinnerte jedoch daran, daß das übelste auf dem Gebiet des Umweltschutzes die »Hast« sei. Mit sympathischer Offenheit erklärte er damals schon, nie habe er behauptet, daß das von seinem Werk produzierte Lindan »ein gesundheitsfördernder Stoff im engeren Sinne« sei. Doch die erhöhten HCH-Werte im Blut seiner Arbeiter seien doch eigentlich nicht verwunderlich: »Wir alle haben doch alle möglichen Stoffe im Blut, die ein Einwohner Neuguineas nicht hat.« In keiner Zeitung habe er je die Forderung gelesen, warum hören wir nicht auf, Schiffe zu bauen, die sind auch gefährlich. Das war vor drei Jahren - gerade jetzt, als Boehringer geschlossen wurde, hat ein Schiff im Auftrag deutscher Unternehmer die Fischgründe der Einwohner von Neuguinea erreicht und das Wasser mit Hunderten von Tonnen Zyankali angereichert. Der Fortschritt nimmt kein Ende.

Doch zurück zum liebenswürdigen Hobby unseres Giftmeisters. Er weiß nur zu gut, daß es schlechte Reiseführer gibt, mit einer »idealistisch-verklärenden Betrachtung«, die den »Blick für die Gegenwart und ihre Nöte nicht selten« trübt. So etwas, schreibt er, kann den »aufmerksamen Leser« nicht befriedigen. Er scheut sich nicht, gelegentlich im satten Verweilen einen häßlichen Zipfel der Realität sichtbar zu machen: »Ein anderer Tokaier, der Tocai del Garda, wächst als Einsprengling im Gebiet des Bardolino. Er ist relativ stark, leicht grünlich von Farbe und paßt vorzüglich zu Fisch. Das bestätigt wieder einmal die Erfahrung, daß überall, wo Fische von besonderer Qualität anstehen, auch der genau dazu passende Weißwein nicht weit ist. Eher ist umgekehrt der passende Fisch allmählich verschwunden. So ist es dem rheinischen Riesling ergangen, der sich heute gefallen lassen muß, ohne den köstlichen Rheinsalm serviert zu werden. «

Jaja, der Rhein bei Ingelheim, allmählich... Solch drastische Einblicke in die Gegenwart und ihre Nöte mutet Krum den Lesern natürlich nicht ständig zu.

Aber, wer wollte ihm zumuten, daß er, wenn er unter »schattenden Buchen und Kiefern« am »erfrischenden Kühlen Quell« mit seiner Familie »rustikales Picknick« macht, wenn er philosophiert, daß die plätschernden Brunnen ein »kostbarer Schatz« sind, der »früher Leben bedeutete« - wer möchte ihn da erinnern an den Moorfleeter Kanal, den er mit Dioxin verseuchte, an die Boehringer-nahen Brunnen, die heute Tod bedeuten. Und, wenn er sich über Vedovelli freut, den Gemüsehändler, der gerade seine bunte Dekoration vor der Türe aufbaut - »der reife Duft der Früchte und Gemüse überfällt uns« - muß man ihm da die Bauern um Boehringer ins Gedächtnis rufen, denen er das Gemüse vergiftet hat?

»Dann werden wir Myrten entdecken, mit ledrigen Blättern, deren Duft einer der edelsten Wohlgerüche ist.« So schwärmt er. Mag man da an das höllische Gelächter der Journalisten erinnern, das er hervorrief, als er bei seiner letzten Pressekonferenz die Fenster zum Werksgelände öffnete mit den Worten: »Jetzt wollen wir erst mal frische Luft hereinlassen«?

»Die Wälder sind reich an Pilzen, Erdbeeren, Blaubeeren und Himbeeren«, so frohlockte er. Soll man ihn darauf stoßen, daß er in der einen Woche zum »Spiegel« sagte: »Wir haben nichts zur Entlaubungsaktion in Vietnam beigetragen.« Und später, als Bochringer-Papiere beschlagnahmt waren, vorsichtig modifizierte, er könne ruhigen Gewissens behaupten, »die US-Army in Vietnam zu keinem Zeitpunkt auf direktem Wege beliefert« zu haben.

. »Hier ist alles einfach, die Wiesen sind voller Alpenveilchen, und die Unmengen schönster Walderdbeeren mögen nicht nur Kinderherzen erfreuen«, jubelt er. Muß man ihn wirklich zwingen, daran zu denken, daß dort, wo der Wind von Boehringer hinweht, sich einige Kinderherzen weniger an Walderdbeeren, wenn es sie gibt, erfreuen? Totgeburten essen keine Beeren.

Ach, er weiß ja alles selbst: »Dabei sollten wir deutlich sehen, daß die Veränderungen der Neuzeit in der Folge von Verkehr, Industrie und Touristik mehr an ursprünglich Schönem verwüstet haben, als alle Kriege zusammen.«

Werner Krum, der Krieg gegen uns alle führte - demnächst, so hört man, wird er von seiner Geschäftsführung in Ingelheim abgelöst und mit den übrigen Produktionsrückständen abgebucht - er verschenkt seinen Reiseführer an Geschäftsfreunde. Hoffentlich verschont er - wenigstens damit - seine Opfer.

Konkret 08/84, S. 46

Otto Köhler

Konkret-Extra: Arische »Walküre« Über die Judenfrage wird nicht gesprochen

Nichts anderes als ein Kampf der Hunde untereinander. So sprach Kriegspremier Winston Churchill, sei der Aufstand des 20. Juli in Deutschland. Unser Friedensminister Manfred Wörner dagegen verkündete zur Eröffnung der Wanderausstellung »Aufstand des Gewissens« Ende Juni im Bundeshaus: »An diesen Männern wird beispielhaft sichtbar, wie wenig sich die bösartigen und entstellenden Klischees über die deutsche und preußische Militärgeschichte mit der Wirklichkeit decken.« Und er zitierte ein späteres Churchill-Wort, die deutsche Opposition gegen Hitler zähle zum »Edelsten und Größten in der Geschichte aller Völker«. Edle oder Hunde - was waren die Männer, die am 20. Juli zur Aktion »Walküre« gegen Hitler aufstanden, denn nun tatsächlich? Eine internationale Historiker-Konferenz In West-Berlin versuchte, eine Antwort zu geben. KONKRET-Autor Otto Köhler schildert die Schwierigkeiten, auf die sie dabei stieß, Sein zweiter Beitrag »Widerstand im Dienst des Holocaust« - vor dem Kongreß redaktionell abgeschlossen - untersucht, was die Konferenz antippte, aber nicht behandeln konnte: die Kollaboration zwischen den doch sehr deutschen Widerstands-Generalen und den Einsatzkommandos der Judenvernichtung

Es tue ihm leid, daß diese Veranstaltung mit einer »Verstimmung« schließe. So sprach am letzten Tag der Internationalen Konferenz zum 40. Jahrestag des 20. Juli deren Präsident Dr. Dr. Wolfgang Treue. Das war vornehm formuliert. Statt von Verstimmung hatte der Wirtschaftshistoriker korrekterweise von einem handfesten Skandal sprechen müssen. Doch dann wäre es ihm nicht so leicht gefallen, »im Namen aller Anwesenden« dem Verursacher, Neuhistoriker Ernst Nolte, seinen Dank für ein Manöver auszusprechen, mit dem er die vorher festgelegten Spielregeln der Konferenz auszuhebeln versuchte. Und mit dem er vor allem zu einem umfassenden Rollback gegen den wissenschaftlichen Ertrag der Konferenz ansetzte.

Zwei Tage zuvor, am zweiten Verhandlungstag kurz vor zwölf, hatte der Mann, gegen den Nolte vor allem antrat, der Bochumer Widerstandsforscher Hans Mommsen, ein folgenschweres Bekenntnis abgelegt. Eigentlich habe er schon 1963 über den Gesamtkomplex Widerstand und Judenfrage schreiben wollen. Aber, so fuhr er fort: »Ich will Ihnen sagen, ich habe es nicht gewagt. « Denn das Judenproblem sei für den deutschen Widerstand an vielen Stellen ein außerordentlich belastendes. Natürlich hätten viele Angehörige des Widerstands einzelnen Juden geholfen. Aber da gebe es auch die grundsätzliche Einstellung zur Judenfrage. Und die sei doppelter Indikator, ein doppeltes Merkmal. Mommsen: »Erstens ein Indikator dafür, wie weit man sich vom klassischen konservativen Nationalismus, der antisemitisch geprägt war, wirklich entfernt hat und zweitens ein Indikator, wie weit man sich in dieser grundsätzlichen rechtsstaatlichen und prinzipiellen Frage von Wertvorstellungen des NS-Regimes abgelöst hat.«

Diese Frage beherrschte fortan die Konferenz, bei der sich eigentlich nur ein einziges von rund sechzig Referaten mit dem Thema »Der Widerstand und die Juden« beschäftigte. Und es könnte durchaus sein - die erste verharmlosende Presseberichterstattung spricht -allerdings nicht dafür -, daß von den Antworten und neuen Fragestellungen, die der Kongreß hier fand, eine ähnlich erhellende, ja explosive Wirkung ausgeht wie vor zwei Jahrzehnten von Rolf Hochhuths Papst-Drama »Der Stellvertreter«, in dem das Versagen von Pius XII. vor dem Holocaust an den Juden angeklagt wird. Deutscher Widerstand, das war gerade in diesem Zusammenhang natürlich der bürgerliche und militärische Widerstand, den als »national-konservativ« zu bezeichnen sich die große Mehrheit der Konferenz - mit Noltes Ausnahme - einig war. Einig war man sich weitgehend auch, daß dieser Widerstand bei weitem nicht die einzige und schon gar nicht die erste Form des deutschen Widerstands gegen den Nazismus war. Die ersten, die aktiv im Widerstand handelten, waren die Kommunisten, wie der Essener Historiker Detlev Peukert bei aller Kritik an ihrer Strategie und Taktik betonte - zu Zehn-, ja Hunderttausenden. Und zuletzt noch, darauf machte Heinz Boberach vom Bundesarchiv aufmerksam, leisteten die »Edelweißpiraten« einen bewaffneten Widerstand der vom SD, dem Sicherheitsdienst der Nazis 1944/45, als größte innere Gefährdung betrachtet wurde - konsequent also, daß diese Protestbewegung junger Arbeiter im Dritten Reich heute noch von unseren Behörden als kriminelle Vereinigung eingestuft wird.

Den nationalkonservativen Widerstand der Oberschicht, der heute bei uns in Festreden gefeiert wird, ließ die Gestapo lange gewähren, wie der Bochumer Historiker Ulrich Heinemann feststellte, während sie ',den Widerstand an der Basis sofort aufrollte. Erstaunlich war das nicht, denn die Mehrheit des nationalkonservativen Widerstands sah, so Hans Mommsen, »keinen Anlaß dazu, einen grundlegenden gesellschaftlichen und politischen Umbruch ins Auge zu fassen. Man wollte vielmehr die 'richtigen' Ideen des Nationalsozialismus gegenüber deren Pervertierung durch korrupte, gewissenlose und unfähige Machthaber verwirklichen, zur 'wahren' Volksgemeinschaft an der Stelle einer ungeordneten Oligarchie nationalsozialistischer Emporkömmlinge gelangen, den deutschen Machtstaat, ja die mitteleuropäische Hegemonie gegen die verantwortungslosen militärischen Abenteuer Hitlers sichern.«

So wünschten nur wenige Verschwörer den totalen Zusammenbruch des bestehenden Systems. Ursprünglich sollten sogar von den Nazis geschaffene Einrichtungen wie die »Deutsche Arbeiterfront« als Zwangsverband für Arbeiter und

Unternehmer zugleich beibehalten werden. Auch eine revidierte Judengesetzgebung sollte bleiben.

Die Entrechtung der Juden auf dem bürokratisch-legalistischen Weg wurde, wie der Düsseldorfer Historiker in dem erwähnten Referat »Der Widerstand und die Juden« nachwies, von den wichtigsten Repräsentanten der nationalkonservativen Opposition als immer noch akzeptabel hingenommen. Radau-Antisemitismus lehnte man ab, und der führende Kopf dieses Widerstands, Carl Goerdeler, äußerte sich in seiner letzten Denkschrift entsetzt über die »Ungeheuerlichkeit der planmäßig und bestialisch vollzogenen Ausrottung der Juden« - vor allem wegen der außenpolitischen Wirkung.

Goerdeler zog mildere Maßnahmen vor. Unmittelbar vor Beginn der Massendeportationen und -tötungen schrieb er 1941 in seiner Denkschrift »Das Ziel«: eine »Neuordnung der Stellung der Juden« erscheine »in der ganzen Welt erforderlich«. Dabei ging Goerdeler von der -, wie er formulierte - »Binsenweisheit« aus, daß »das jüdische Volk einer anderen Rasse« angehöre und empfahl die Schaffung eines Judenstaates in Teilen Kanadas oder Südamerikas (die Nazis selbst hatten vor ihrem Vernichtungsprogramm an Madagaskar gedacht). Dorthin sollten automatisch alle Juden aus Deutschland ausgebürgert werden, mit Ausnahme von Teilnehmern des Ersten Weltkriegs oder christlich getaufte »Abkömmlinge einer Mischehe«.

Jede deutsche Frau sollte nach Goerdelers Oppositionsprogramm gegen die Nazis durch Heirat mit einem Juden ihre Staatsangehörigkeit verlieren. Während andere Mitglieder des nationalkonservativen Widerstands unter dem Eindruck der Ausrottungsmaßnahmen von ihren antisemitischen Vorurteilen mehr und mehr abließen, stellt Historiker Dipper bei Goerdeler und seinen Anhängern einen umgekehrten Weg fest - er wollte damit die Reihe seiner Anhängerschaft bis in die Führungsebenen des Regimes erweitern. Ein mit Wissen Goerdelers im Freiburger Kreis seines späteren Biographen Gerhard Ritter verfaßtes Memorandum enthält noch Ende 1942/Anfang 1943 »Vorschläge zu einer Lösung der Judenfrage in Deutschland«, die von der Vorstellung ausgehen, es gelte »dem unheilvollen Einfluß einer Rasse auf die Volksgemeinschaft zu wehren«.

Selbst die Gestapo fand nach dem 20. Juli - Goerdeler hatte sich in der Haft von einer frappanten, seine Freunde belastenden Aussagefreudigkeit gezeigt -, daß die Verschwörer »bei grundsätzlicher Bejahung des Antisemitismus die Methode seiner Durchsetzung ablehnten. Zum Teil werden dabei humanitäre Motive herausgestellt, etwa derart, daß das Vorgehen nicht menschlich genug gewesen sei und deutschem Wesen nicht entsprochen habe, zum Teil werden Fragen der politischen Zweckmäßigkeit erhoben, daß die kurzfristige rigorose Ausschaltung des Judentums starke Spannungen mit der übrigen Welt hervorgerufen habe.«

Claus Graf Schenk von Stauffenberg selbst, der als Exponent einer jüngeren Offiziersgruppe im Gegensatz zur sonst so zögerlichen, ängstlichen, ja feigen Militäropposition endlich das Attentat wagte, hatte sein nationalkonservatives Weltbild revidiert. Er fühlte sich gerade durch Informationen über die »Sonderbehandlung« von Juden in Auschwitz zur Tat verpflichtet. Und sein Offiziersfreund Henning von Tresckow ermutigte ihn, das Attentat müsse auch dann aus ausschließlich moralischen Gründen gewagt werden, wenn der Erfolg zweifelhaft sei.

Doch es gab unter den führenden Männern des 20. Juli nicht nur Antisemiten des Wortes, sondern auch Leute, die dem organisierten Judenmord im Osten mit Entschiedenheit zugearbeitet hatten. Hans Mommsen erwähnte schon in seinem öffentlichen Einführungsvortrag am ersten Tag allgemein prominente Vertreter der Militäropposition, die sich »in die Politik der verbrecherischen Befehle verstrickten«. Am Ende des Kongresses übte Mommsen deutliche Kritik und - als Mitveranstalter - auch Selbstkritik weil der Komplex Widerstand und Judenfrage nur in einem von rund sechzig Referaten, nicht aber in einer umfassenden Arbeitssitzung behandelt worden war. Aber er nannte auch Gründe: Es gibt nicht viel Arbeiten auf diesem Gebiet und kaum Experten.

Doch ein Experte saß im Publikum. Der Westberliner Historiker Hans-Heinrich Wilhelm, der zusammen mit Helmut Krausnick vom Institut für Zeitgeschichte eine umfangreiche Untersuchung über die Zusammenarbeit der Wehrmacht mit den Mordkommandos der Sicherheitspolizei und des SD geschrieben hatte (KONKRET 3/84). Wilhelm war freilich nur als Gast geladen, nicht als aktiver Teilnehmer. Doch solch ein aktiver Teilnehmer wollte die gefährliche Konterbande doch noch am letzten Tag in die Konferenz einbringen: Manfred Messerschmidt vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg. Er hatte in einem Referat mit dem unverfänglichen Titel »Militärische Motive zur Durchführung des Umsturzes« auch die Forschungsergebnisse von Krausnick und Wilhelm über die Zusammenarbeit von Generalen des 20. Juli mit den Juden-Jagdkommandos des SD zusammengestellt.

Doch da setzte nun der schon erwähnte Ernst Nolte mit seiner Abwehrarbeit ein. Nolte, Vertreter jener Faschismus-Forschung der Adenauer-Zeit, die Kommunismus und Nazismus als totalitäre Zwillingsbrüder mit verschiedenfarbigen Kappen betrachtete, war als Berichterstatter für die achte Arbeitssitzung eingeteilt, in die auch das Messerschmidt-Referat fiel.

Die Spielregeln der Konferenz sahen vor, daß die sechs bis zehn Referate jeder Arbeitssitzung schriftlich verteilt werden. Und daß der Berichterstatter zu Beginn jeder Sitzung einen Überblick über Fragestellungen und Forschungsprobleme der

Referate gibt und daraus die zentralen Gesichtspunkte für die folgende Diskussion setzt. Bei den meisten Berichterstattern funktionierte das.

Nur Professor Nolte wollte soviel wissenschaftliche Disziplin nicht auf sich nehmen. Für diese Aufgabe, erklärte er den verblüfften Konferenzteilnehmern, hätte er sich nicht zur Verfügung gestellt. Statt zu berichten und zu analysieren, stellte er - abgehoben von den Referat-Themen - ideologische Gewissensfragen an die Referenten, die von denen sarkastisch aber zutreffend als »Prüfungsfragen« apostrophiert wurden. Einer, Professor Bernd Martin aus Freiburg: »Frage verfehlt - Antwort überflüssig«, aber so fügte er mit beißender Ironie hinzu, es sei ja für die Referenten ganz gut, auch einmal die Situation einer studentischen Prüfung zu erleben, daß nämlich Fragen von Professoren marginal und nicht zum zentralen Arbeitsgebiet gestellt werden.

Freilich, marginal, am Rande liegend, waren Noltes Fragen nur für diese Konferenz, tatsächlich kamen sie aus dem Zentrum des deutschnationalen Absuds. Ob es denn angebracht sei, wollte er von den Referenten, deren Grundthesen er unterschlug, wissen, den Widerständler - und Reichsminister - Johannes Popitz zu kritisieren, wegen seiner Äußerungen über einen unumgänglichen Verlust an Eigengestaltung für die osteuropäischen Völker in einem von Deutschland beherrschten Großraum (den Widerständler Popitz anstrebte)? Ob es wirklich eine »unglaubliche Maximalforderung« sei, daß Goerdeler für den fortdauernden Anschluß Österreichs an das Reich eintrat? Und sei es nicht völlig realistisch gewesen, wenn die Leute des 20. Juli von einem tiefgehenden Gegensatz zwischen den Westmächten und der Sowjetunion ausgingen?

Es folgten - statt der Wiedergabe der Referate - spekulative historische Konditionalismen, an denen jeder Stammtisch zu vorgerückter Stunde und mit entsprechendem Promillegehalt seine Freude gehabt hätte. Nolte: Was wäre aus dem Ost-West-Bündnis geworden, wenn 1944 der Faschismus und Hitler weggefallen wären und wenn dann ein immer noch sehr ausgedehntes und machtvolles deutsches Reich auf die Seite der Westmächte übergegangen wäre? Habe das Deutsche Reich nicht noch durch die Ardennenoffensive (Dezember 44!) die Westmächte in größte Bedrängnis und Verwirrung gebracht? Wäre die Situation nicht anders gewesen, wenn Hitler sofort die Invasion in der Normandie als die Invasion erkannt hätte und nicht als Ablenkungsmanöver?

Kurz, Nolte betrachtete die Konferenz über den deutschen Widerstand als einen Sandkasten, in dem man die verlorenen Siege des Zweiten Weltkriegs doch noch einmal gewinnen kann. Kein Wort über die in Professor Messerschmidts Referat enthaltenen Belege über die Zusammenarbeit von Widerstandsgeneralen mit den Einsatzkommandos der Judenvernichtung. Messerschmidt protestierte gegen Noltes Prüfungsfragen, die dazu führten, daß die Referate nicht diskutiert wurden. Er verwies darauf, daß der militärische Widerstand abbröckelte, als Hitlers Westoffensive ein Erfolg werden konnte, daß da - 1941 - die moralischen, sittlichen Begründungen für Widerstand bei den Generalen plötzlich aufhörten. Und er nannte endlich auch Namen der Widerstands-Generale, die sich mit den Mordkommandos des SD eingelassen hatten. Zeit, die Ergebnisse seines Referats auszubreiten, blieb ihm nicht, Nolte unterbrach, drängte zum Schluß zu kommen.

Wichtiger als der Bericht über dieses erschreckende Kapitel aus dem nationalkonservativen Widerstand war ihm die Gelegenheit, Propaganda-Parolen an die Professoren zu bringen: »Der Bolschewismus ist nicht ein Gespenst, sondern die Grundvoraussetzung für das Begreifen des Nationalsozialismus«, sagte er und machte mit einer »Metapher« deutlich, was gemeint sei: »Katyn«, so sprach er, »war ursprünglicher als Auschwitz«. Und die Vernichtung der Juden diente »allein der Herbeiführung einer Gleichheit der Militanz« mit den Bolschewisten.

Auschwitz, die industriell betriebene Massenvernichtung von Männern, Frauen und Kindern nur wegen ihrer vermeintlichen Rassezugehörigkeit als Folge zu bezeichnen einer gewiß brutalen und mörderischen sowjetischen Erschießungsaktion an polnischen Offizieren, wie wir sie freilich aus vielen Kriegen kennen, auch aus dem US-amerikanischen in Vietnam - diese Gleichsetzung ist mehr, als man selbst einem erzreaktionären deutschen Professor an Narrenfreiheit zubilligen mag. Ein Angehöriger des von Katyn betroffenen Volkes, Professor Jerzy Borejsja aus Warschau, verwahrte sich dagegen - unter dem Beifall der Konferenz.

Und Hans Mommsen nannte Noltes Schlußfolgerung »verheerend«, daß die Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Bolschewismus eine »positive Grundeinsicht« des nationalkonservativen Widerstands gewesen sei - Nazismus als »braune Variante« des Bolschewismus. Solche Vorstellungen stünden, so Mommsen, »entsetzlich nahe dem Konzept der jüdischen Weltverschwörung«. Die Mitwirkung von eindeutig oppositionellen Offizieren am Komplex der verbrecherischen Befehle müsse daraus erklärt werden, daß der Antibolschewismus in seiner speziell antijüdischen Zuspitzung von Teilen der Verschwörer geteilt worden ist. Und der Versuch, die nationalistischen Motive dieses Widerstands zu rechtfertigen, führe dazu, plötzlich auch das nationalsozialistische Regime zu rechtfertigen. Mommsen: »Und wenn das vielleicht auch nicht intendiert war, so ist das doch die letzte Konsequenz, Herr Nolte, der Argumente, die Sie hier vorgetragen haben .«

Natürlich war Nolte beleidigt: »Was würden Sie sagen, Herr Mommsen, wenn ich sagte, daß Ihr Vortrag in einem seiner Dankansätze dazu führte, das ganze deutsche Volk mit dem Nationalsozialismus zu identifizieren.« Damit war der Kongreß, der ein wichtiges, bedrückendes Kapitel in der Geschichte des deutschen Widerstands aufgeworfen, angerissen,

aber dank Nolte nicht behandelt hatte, schon bald zu Ende. Zur Eröffnung sagte Berlins Regierender Bürgermeister, der 20. Juli habe die geistigen Grundlagen der Bundesrepublik gelegt.

Konkret 08/84, S. 48

Otto Köhler

Konkret-Extra: Arische »Walküre« Widerstand im Dienst des Holocaust

Am 1. November 1939 notiert der Abwehroffizier Helmuth Groscurth in sein Tagebuch: »Mit Tränen sagt H. - er sei seit Wochen mit der Pistole in der Tasche zu Emil gegangen, um ihn evtl. über den Haufen zu schießen.« H., das war der Generalstabschef des Heeres, Franz Halder. Emil, das war der Code-Name für den Führer des deutschen Volkes, Adolf Hitler. Und über den Haufen schießen wollte ihn fast jeder General, evtl. mal.

Knapp vier Wochen danach, am 27. November, sagte Halder zu General Georg Thomas: »Man muß Hitler doch diese letzte Chance lassen, das deutsche Volk aus der Helotenknechtschaft des englischen Kapitals zu erlösen.« Hitler hatte vier Tage zuvor vor dem Generalstab laut schreiend verkündet: »Der Krieg muß bis zum äußersten geführt werden, lieber lasse ich die Nation aussterben. Alle haben mich zu unterstützen und mit fanatischem Willen hinter mir zu stehen. Ich zerbreche jeden, egal wer es ist.«

In diesem dritten Kriegsmonat - nach dem Blitzsieg über Polen und vor der Offensive im Westen - war ein geplanter Aufstand der Generale jämmerlich in ihrer eigenen Feigheit erstickt. Alle Vorbereitungen zum Staatsstreich waren getroffen. Oberbefehlshaber Walther von Brauchitsch wollte aber vorher genau wissen, ob der Führer nicht doch zu bewegen wäre, auf den Krieg im Westen zu verzichten. Am 5. November erschien er mit Generalstabschef Halder zur Audienz und sagte zum Führer, der Angriff sei im gegenwärtigen Zustand der Truppe nicht zu schaffen, es gebe Disziplinarschwierigkeiten wie 1917/ 18. Da fing Hitler zu toben an. Er schrie nach Todesurteilen. Nach zwanzig Minuten war der angstschlotternde Brauchitsch wieder draußen vor der Tür, wo Halder wartete. Beide gerieten in Panik und sagten den Staatsstreich schleunigst wieder ab. Hitler befahl den Angriff im Westen und Brauchitsch, Halder, alle machten mit.

Am 18. Oktober 1969 wurde die Saarburg-Kaserne in Wuppertal-Elberfeld in Generaloberst Hoepner-Kaserne umbenannt - zu Ehren des Mannes, der 1944 in Goerdelers geplantem Kabinett Kriegsminister werden sollte, mit Stauffenberg als Staatssekretär. Hoepner war einer der großen Generale unserer Zeit - so jedenfalls würdigte ihn der ehemalige Oberbefehlshaber der Verbündeten Streitkräfte Europa Mitte, Viersterne-General Johann Adolf Graf von Kielmannsegg: »Es gibt in diesem zwanzigsten Jahrhundert unter den bekanntgewordenen Männern der deutschen Armee wohl nicht allzu viele soldatische Leitbilder, deren Beispiel geeignet ist, in seinen Maximen nachgelebt zu werden. Hoepner ist ein solches Beispiel.«

Er hatte von Anfang an eine Abneigung gegen Hitler und schon 1933 Krach mit der NSDAP. Bei allen Staatsstreichplänen der Militärs, 1938, 1939, war der Panzer-General dabei als Mitglied der Oppositionsgruppe um den Reichsbankpräsidenten Schacht, der mit seinen berühmten Mefo-Wechseln Hitlers Aufrüstung finanziert hatte. Doch wenn es um das geliebte deutsche Volk und dessen Lebensraum ging, konnte Hoepner seine Panzertruppe, die er gerade noch zum Sturz Hitlers - leider kam immer etwas dazwischen - bereit hielt, mit noch größerer Begeisterung gegen den äußeren Feind führen. Er gehörte 1938 »zu den aktivsten Warnern« vor einer Besetzung der Tschechoslowakei, so sein Biograph, der Bundeswehr-Offizier Heinrich Bücheler. Aber er war auch der erste, der mit seinem Armeekorps am 15. März 1939 um sechs Uhr früh die Grenze überschritt und an der Spitze einer motorisierten Abteilung auf Prag marschierte. Der Generalleutnant wird General und ist glücklich. Keine sechs Monate später, am 1. September 1939 morgens um 3.45 - eine Stunde vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges - schreibt Herr Hoepner an Frau Hoepner: »Die Polenfrage muß ja einmal gelöst werden.« Und stürzt sich - »als alle Befehle ergangen waren und die aufgestauten Energien unaufhaltsam zur Entladung drängten« (Hoepners Bundeswehr-Biograph Bücheler) - an der Spitze seines XVI. Armeekorps tief hinein ins aufzulösende Polenland. Bald darauf, am 27. Oktober, läßt er sich von seinem verhaßten Führer in der Reichskanzlei das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz um den Hals hängen, dafür, daß er »mit kühnem Herzstoß auf die polnische Hauptstadt die gesamte polnische Front ins Wanken« brachte und so das »dramatische Ende des polnischen Heeres und Staates« einleitete (»Völkischer Beobachter«).

Den kühnen Herzschuß gegen Emil, von dem Kollege Halder schwärmt, unterläßt Hoepner - sein Ritterkreuz war zu schön. Doch zur gleichen Zeit konspirierten die beiden wieder gegen den Ordensverteiler mit dem bekannten Erfolg. Zwar ging die Verschwörung gegen Emil weiter, um den Angriff im Westen zu verhindern. Aber sie war doch stark behindert durch die verantwortungsvolle und arbeitsreiche Vorbereitung für den Überfall auf die neutralen Benelux-Staaten. Hoepners Bundeswehr-Biograph bringt das Problem auf die schönste Formel: »Unter dieser Verantwortung und Arbeitslast,- deren Bewältigung Franz Halder nach Ansicht mancher Offiziere zum bedeutendsten deutschen Generalstabschef nach Moltke macht, mußte er seine gleichzeitige Funktion als Kopf des militärischen Widerstands nahezu zwangsläufig aufgeben.« Emil blieb nahezu zwangsläufig am Leben, weil unsere Widerständler so eifrig damit beschäftigt waren, seine Pläne auszuführen

und darum keine Zeit mehr hatten, ihn umzubringen. Am 10. Mai 1940 steht Hoepner mit an der Spitze des Überfalls auf die Niederlande und verlangt einen Tag später in einem Brief an seine Frau: »Der liebe Gott möge uns den Sieg geben! « Und schon nach zehn Wochen befördert ihn Emil in einer feierlichen Reichstagssitzung nicht ohne Grund zum Generaloberst. Dem Entschluß Hitlers, Sowjetrußland zu überfallen, hat Hoepner innerlich nicht zugestimmt, einerseits. Andererseits war er mit den Vorbereitungen für den Angriff so beschäftigt, daß er äußerlich nicht opponieren konnte. »Jetzt haben sich wieder alle vom Adolf faszinieren lassen«, klagte er seiner Frau, als er am 30. März 1941 aus der Reichskanzlei kam, wo die Generale zwölf Wochen vor dem Überfall »in ihre Aufträge eingewiesen« wurden, wie es Hoepners Bundeswehr-Biograph in seinem diskreten Charme formuliert. Wie die Einweisung vor sich ging, von der sich alle außer Hoepner faszinieren ließen, muß man in Halders Notizbuch nachlesen: »Koloniale Aufgaben! Kampf zweier Weltanschauungen gegeneinander. Vernichtendes Urteil über Bolschewismus, ist gleich asoziales Verbrechertum. Wir müssen von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskampf. Vernichtung der kommunistischen Kommissare und der kommunistischen Intelligenz.«

Von Ostpreußen her, wo er seit 33 immer Krach mit Gauleiter Erich Koch hatte, brach Hoepner am 22. Juni 1941 an der Spitze der Panzergruppe 4 in die baltischen Staaten ein - Richtung Leningrad, um von dort im kühnen Vorstoß nach Süden Moskau zu nehmen und als erster in den Kreml einzuziehen. Doch »der Russe« leistet, wie Hoepner am 5. Juli bekümmert nach Hause schrieb, »zähen Widerstand und sprengt alle Brücken«. Da kam schon Zweifel auf, »daß ich am 13.7. in Leningrad sein kann, was ich mir vorgenommen habe«. Schließlich ging es. Hoepner auch gar nicht gut: »Zahnschmerzen und dicke Beine. Aber Schonung ist unmöglich.«

Wer sich selbst nicht schont, muß zu anderen auch nicht lieb sein. Trotzdem gab Hoepner am 6. Juli einen Befehl heraus, in dem er - sorgfältig differenzierend - sein Eintreten für eine »gute und *gerechte* Behandlung der loyalen Bevölkerung« damit begründete, daß die »ziemlich seltenen Sabotagefälle einzelnen kommunistischen Elementen, vor allem Juden, anzulasten« sind.

Und für die war gesorgt. Denn dicht auf Hoepners Spuren leistete der Führer der Einsatzgruppe A, SS-Brigadeführer Dr. Walter Stahlecker, ganze Arbeit. Er war in den Gebieten, die Hoepner eroberte, für die »möglichst umfassende Beseitigung der Juden« zuständig. Stahlecker ist sehr erfolgreich. In einem Rechenschaftsbericht an Himmler vom 15. Oktober 1941 rühmt er sich und seine Einsatzgruppe des Mordes an 125.000 Juden. Er fügt hinzu: »Von vorneherein kann betont werden, daß die Zusammenarbeit mit der Wehrmacht im allgemeinen gut, in Einzelfällen, wie z. B. mit der Panzergruppe 4 unter Generaloberst Hoepner, sehr gut, ja fast herzlich war.« Das ist nicht das einzige Zeugnis hervorragender Zusammenarbeit zwischen dem Massenmörder und dem kommenden Helden des 20. Juli 1944. Schon am 18. Juli 1941 vereinbarte Einsatzgruppenchef Stahlecker »auf ausdrücklichen Wunsch« der Panzergruppe 4 mit Generaloberst Hoepner, daß »den vordersten Teilen der (für Leningrad vorgesehenen) Einmarschdivision nach einem im einzelnen aufzustellenden Plane Kommandos der Sicherheitspolizei beigegeben« werden. Da aber aus Hoepners vorgesehenem Einmarsch und damit auch aus der dabei vorgesehenen Judenjagd nichts wurde, verwendete man die Mordkommandos erstmal zur »Säuberung und Befriedung im Bereich von Hoepners Panzergruppe 4. Historiker Christian Streit über den Erfolg der am Beispiel Stahlecker und Hoepner deutlich gewordenen herzlichen Zusammenarbeit: »Das weite Maß der Kooperation von der Seite der Wehrmacht machte der NS-Führung klar, daß dieser Machtträger einer nun erfolgenden scharfen Wendung gegen die *deutschen* Juden und gegen die Juden im restlichen deutschen Machtbereich nicht entgegentreten würde. Es war auch eine Konsequenz dieser Entwicklung, daß im Herbst 1941 die völlige Entrechtung der deutschen Juden auch formell vollzogen und mit den Deportationen in den Osten begonnen wurde. Der NS-Führung war es durch das Entgegenkommen der Wehrmacht möglich geworden, das Vernichtungsziel zur letzten Konsequenz zu treiben. Es ging nun nicht mehr um die 'möglichst umfassende Beseitigung der Juden' (Stahlecker) im Osten, sondern um die Liquidierung aller Juden im deutschen Machtbereich.«

Der mitschuldige Generaloberst Hoepner ließ anläßlich seines 55jährigen Geburtstags am 14. September 1941 noch einmal seinen Blick von den Dudenhofer Höhen auf die Stadt Lenins hinunterschweifen, die er zusammen mit Stahlecker erobert und gesäubert hätte, wäre er nicht abgelöst worden, um dasselbe mit Moskau zu erledigen. Doch auch dort gab es Schwierigkeiten. Im Januar 1942 vollführte er, um seine Leute zu retten, eine Frontbegradigung, die Hitler mißfiel. Der Führer enthob ihn seines Postens als Oberbefehlshaber der Panzergruppe 4 und stieß ihn aus der Wehrmacht aus.

So kam's, daß zweieinhalb Jahre später, am 20. Juli 1944, ein Herr in Zivil in der Bendlerstraße vorfuhr als neuer Oberbefehlshaber im Heimatkriegsgebiet mit der Anwartschaft für das Kriegsministerium im alsbald zu bildenden Kabinett Goerdeler. Doch während um 12 Uhr 42 Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg im Führerhauptquartier in der Wolfsschanze unter Einsatz seines Lebens die Bombe gegen Hitler hochgehen läßt, geschieht im 560 km entfernten Berlin nichts. Die Herren warten ab.

Hoepner geht mit General Olbricht um 13 Uhr in ein Lokal zum Mittagessen. Sie sitzen dort bei einer Flasche Wein bis 15 Uhr. Stauffenberg landet nach 15 Uhr in Berlin. Ihn packt der Zorn, als er erfährt, daß der Walküre-Alarm noch nicht

ausgegeben ist. Nicht einmal ein Auto ist da, um ihn sofort in die Bendlerstraße zu bringen. Erst um 16 Uhr wird das Stichwort »Walküre« ausgelöst. Während Stauffenberg unzählige Telefongespräche führt, um überall im Reich den Aufstand zu schüren, sitzt der neue Oberbefehlshaber Hoepner entschlußlos herum, unfähig, den Befehlshabern der Wehrkreise klare Direktiven zu geben. Stauffenberg-Biograph Christian Müller: »Hoepners Verhalten ist erschreckend, wenn man bedenkt, daß dieser Mann eine entscheidende Funktion im Staatsstreichapparat bekommen hat«, er richtete in seinen Gesprächen mit den Wehrkreisen »gewaltigen Schaden« an. Dem kommandierenden General im Wehrkreis Il (Stettin), der ihm sagt, er habe aus dem Führerhauptquartier von Generalfeldmarschall Keitel andere Befehle erhalten, sagt er nur, dann solle er eben Keitels Befehle befolgen.

Bei Generaloberst Fromm, der den Gegenputsch anführt, bettelt Hoepner um sein Leben. Doch Hitlers Bluthund Freisler läßt den Mann, der so eifrig Juden jagen ließ und als Putschist gegen Hitler so jämmerlich schwankte, am 8. August 1944 hängen. Hoepners Bundeswehr-Biograph Bücheler: »In diesem konsequent geführten Soldatenleben liegt viel von der kantisch-preußischen Pflichtethik, von der Unbedingtheit der Helden Schillers und Kleists.«

Doch nicht nur die militärischen Zutreiber bei den Vernichtungsaktionen gegen Juden und Kommunisten sind am 20. Juli dabei. Einer der Mord-Aktivisten selbst sitzt an diesem Tag als Mitverschwörer in der Bendlerstraße. SS-Gruppenführer Arthur Nebe, der Chef des Reichskriminalamtes. Er beteiligte sich schon 1938 und 1939 an den zaghaften Putschversuchen gegen Hitler. Und er hatte die große Hoffnung der Militär- und Bürger-Opposition gegen die Nazis, den lebenslänglichen* Antisemiten Generaloberst Werner Freiherr von Fritsch von Hitlers entsetzlichem Verdacht befreit, homosexuell zu sein. Drei Jahre und eine Woche vor dem 20. Juli, am 13. Juli 1941, meldet Nebe aus dem Osten: »Vor allem haben sich die Liquidierungen eingespielt.« Denn Nebe, der Widerständler seit '33, ist jetzt als Kollege Dr. Stahleckers (Einsatzgruppe A) Chef der Einsatzgruppe B, die ihre Mordtätigkeit am mittleren Teil der Ostfront ausübt.

Sie bleibt mit 7,1.755 Opfern (bis Mitte April, 1942) nur deshalb hinter den Erfolgen des Hoepner-Gefährten (rund 125.000 Erschießungen bis Mitte Oktober 1941) zurück, weil es nun mal in ihrem Gebiet weniger Juden gibt. Doch kaum wurde Hoepner mit seiner Panzergruppe 4 aus Stahleckers Liquidationsbereich im Norden in die Gegend vor Moskau verlegt, da teilt ihm Nebe das seinem Einsatzkommando B unterstellte Vorkommando Moskau zu, dessen erster Anführer Professor Franz Six** war. Nebe wurde 1945 noch von den Nazis gehängt.

Der Mann, der schließlich den 20. Juli als Termin für das Attentat festlegte und Stauffenberg ein Flugzeug zur Verfügung stellte, war Generalquartiermeister Eduard Wagner. Der Artilleriegeneral war lange schon ein Mitglied von des Führers schwankender Militäropposition. Am 19. September 1939 einigte er sich mit Sicherheitspolizeichef Reinhard Heydrich über eine endgültige »Flurbereinigung« unter Polens »Judentum, Geistlichkeit und Adel«. Wagner bat nur darum, daß diese »Bereinigung« jeweils erst »nach dem Herausziehen des Heeres« erfolgen solle. Sechs Wochen später war er an dem Miniputsch-Versuch gegen den Krieg im Westen beteiligt, der damit endete, daß Hitler den zitternden Oberbefehlshaber 1 von Brauchitsch auskeifte.

Als dann der Überfall auf die Benelux-Staaten und der Feldzug gegen Frankreich mit einem Sieg endeten, schämte sich Wagner, je an Hitler gezweifelt zu haben. »Der Führer wirklich auch militärisch voll auf der Höhe«, schrieb er am 11. Juni 1940 nachts um 1 Uhr 15 an seine Frau. Und jagte am Tag gleich noch einen Brief hinterher: »Man ist glücklich, daß man an diesem Geschehen mitarbeiten kann... Und worin liegt das Geheimnis dieses Sieges? Doch wohl in der ungeheuren Dynamik des Führers.«

Im März 1941 wiederum, drei Monate vor dem Überfall auf die Sowjetunion, einigte sich Wagner mit Heydrich auf ein Abkommen, das dessen Mordkommandos freie Hand in den zu erobernden Gebieten ließ. Er selbst schlug die Formulierung vor: »Die Sonderkommandos sind berechtigt, im Rahmen ihres Auftrages in eigener Verantwortung gegenüber der Zivilbevölkerung Exekutivmaßnahmen zu treffen.« Daß Exekutivmaßnahmen bei diesen Leuten Exekutionsmaßnahmen hieß, mußte Wagner nach seinen Erfahrungen in Polen bekannt sein.

Am 28. April 1941 schloß Wagner für die Wehrmacht mit Heydrich einen regelrechten Vertrag, der den Sonderkommandos freie Hand bei ihrer Mordtätigkeit gab. Am 20. September 1941, als schon Hunderttausende von Juden dank dieses Abkommens ermordet worden waren, schrieb Wagner abends seiner lieben Frau einen Brief: »Alles steht sehr gut militärisch, und ich denke, daß gewaltige Erfolge noch kommen. Froh bin ich, daß wir diesmal mit den ganzen politischen Dingen nichts zu tun haben. Im Westen ging's noch, hier aber, wo so viele weltanschauliche Fragen eine Rolle spielen, bin ich heilsfroh!«

Der Historiker Helmut Krausnick zu diesem Brief: »Man wird aus Wagners höchst bemerkenswerten Worten zwar keine Übereinstimmung mit Keitel herauslesen dürfen, der bekanntlich, weil es für ihn 'um die Vernichtung einer Weltanschauung' ging, Maßnahmen 'billigte und deckte', deren Anwendung die 'Geltung kriegsrechtlicher Normen im Kampf mit dem Bolschewismus verneinte'. Wohl aber wird man aus seinen Bemerkungen schließen müssen, daß er die Einwirkung der 'weltanschaulichen Dinge' respektieren, zumindest hinnehmen zu sollen glaubte. im übrigen. wer mit soviel Nachdruck erklärte, froh zu sein, daß 'wir', also das Heer, 'mit den ganzen politischen Dingen nichts zu tun haben', der

mußte dafür gewichtige Gründe besitzen - und mußte genügend darüber orientiert sein, welchen Gebrauch der Vertragspartner vom 28. April von seiner weitgehenden Aktionsfreiheit inzwischen gemacht hatte! Er mußte aber ebensogut wissen, daß nahezu völlig unzutreffend war, was er von der Rolle des Heeres sagte. Denn seit der Absprache mit Heydrich hatte das OKH ja bereits durch Gerichtsbarkeitserlaß 'Barbarossa' und Kommissarbefehl eine Einbeziehung des Heeres in die nationalsozialistische Vernichtungspolitik zugelassen ... «

Als beim Führer die ungeheure militärische Dynamik raus war und die Sowjets immer öfter siegten, wuchs in Wagner, der den Überfall auf die Sowjets schon im August 1940 mit großer Umsicht vorbereitet hatte, wieder der Wille zum Widerstand gegen Hitler. Im Juni 1944 erklärte er Generalmajor Helmuth Stieff, der Krieg müsse liquidiert werden, denn es sei unerträglich, daß der Russe kämpfend in das Reichsgebiet eindringe. Deshalb müsse man mit allen Mitteln versuchen, politisch wieder ins Spiel zu kommen. Als der Aufstand gescheitert war, erschoß sich Wagner am 23. Juli.

Die einzig erfolgreiche Aktion des 20. Juli wurde vom deutschen Militärbefehlshaber in Frankreich, General Karl Heinrich von Stülpnagel, geführt. Er war schon immer an der Militäropposition gegen Hitler beteiligt. Sofort nach Anlaufen des Plans »Walküre« ließ er alle SS- und SD-Führer in Paris verhaften, insgesamt etwa 1.200 Leute. Zusammen mit General Speidel, dem späteren Befehlshaber der Nato-Landstreitkräfte Mitte, glaubte der Adlige aus der alten preußischen Generalsfamilie fest, nach einer Beseitigung Hitlers könne man gemeinsam mit den West-Alliierten gegen die Russen ziehen. Nach dem Scheitern des 20. Juli schoß sich von Stülpnagel eine Kugel durch den Kopf, überlebte mit zerschossenen Augen, wurde gesund gepflegt und am 30. August 1944 gehängt. Ein untadeliger Lebenslauf.

Doch diese »Verkörperung bester preußischer Artet - so Widerstandshistoriker Eberhard Zeller - hatte im Juni 1941 als Oberbefehlshaber der 17. Armee eine Anregung für Heydrichs Reichssicherheitshauptamt, nämlich »zunächst die in den neu besetzten Gebieten wohnhaften antijüdisch und antikommunistisch eingestellten Polen zu Selbstreinigungsaktionen zu benutzen«. Heydrich verstand diese Anregung gut und erklärte, diese Polen seien als »Initiativelement sowohl für Pogrome, als auch als Auskunftspersonen von besonderer Wichtigkeit«. Hinsichtlich der polnischen Intelligenz freilich solle »später das Wort gesprochen werden« - Wort hieß hier Mord.

Mit dem Chef der Einsatzgruppe D Otto Ohlendorf*** arbeitete General Stülpnagel eng zusammen - Ohlendorfs Truppe ermordete 90.000 Juden. Am 30. Juli unterschrieb der von Ernst Jünger hochgeschätzte General (»Sein vornehmer Charakter neigt der geistigen Wertung des Menschen zu«) einen Befehl für Sabotagefälle:

»Kollektive Maßnahmen nicht wahllos treffen! Soweit die auslösende Tat der ukrainischen Ortseinwohnerschaft nicht nachgewiesen werden kann, sind die Ortsvorsteher anzuweisen, in erster Linie jüdische und kommunistische Einwohner zu nennen. Durch solchen Druck soll die Bevölkerung zur Anzeigepflicht gezwungen werden. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die' aktiven älteren Kommunisten zum größten Teil geflohen sind oder sich in benachbarter Gegend so verborgen halten, daß sie für raschen Zugriff nicht erreichbar sind. Zahlreicher zurückgeblieben sind die Angehörigen der russischen Staatsjugend (Komsomolzen). Auf sie kann bei Notwendigkeit raschen Zugriffs notfalls zurückgegriffen werden. Besonders die jüdischen Komsomolzen sind als Träger der Sabotage und Bandenbildung Jugendlicher anzusehen.«

Am 21. August 1941 stellt General Stülpnagel, diese »bedeutende human gebildete Persönlichkeit« (Zeitgeschichtler Hans Rothfels), in einem Schreiben an das Oberkommando der Wehrmacht »Forderungen an die deutsche Propaganda« auf, nämlich »vermehrter Kampf gegen Judentum« und »nachdrücklichste Aufklärung über Judentum«. Einen Monat später notiert Stülpnagels Abwehroffizier: »SD-Kommando 4b wird um Repressalien gegen Krementschugger Juden gebeten, da dort 3 Kabelsabotagefälle vorkamen.« Erfolg der Bitte: die 8.000 Juden der Stadt wurden ausgerottet. Schon im Juni hatte das (Ohlendorf unterstellte) Sonderkommando 4b, das bei seinen Mordaktionen mit Stülpnagels Armee vorrückte, gemeldet: »Wehrmacht erfreulich gute ~ Einstellung gegen die Juden.«

Gewiß, nur wenige Männer des 20. Juli sind Verbrecher wie Stülpnagel, Wagner, Nebe und Hoepner. Konservativ bis reaktionär« das waren sie, verständlicherweise, fast alle. Doch viele bemühten sich um Kontakte zu Sozialdemokraten, einige sogar zu Kommunisten. Für die Remilitarisierung der Bundesrepublik war der 20. Juli Feigenblatt und Problem zugleich. Man konnte den Widerstand gegen Hitler nach außen als Zeugnis eines anderen Deutschlands deklarieren, in der Bundeswehr selbst, die von erfahrenen Generalen der Hitler-Wehrmacht aufgebaut wurde, wollte man nur zuverlässige Leute. Das bekamen die Offiziere zu spüren, die Freislers Blutjustiz überlebten. Wer von ihm gehängt wurde, war ein Held für die Bundeswehr. Wer überlebte, den hielt man möglichst von der Truppe fern.

Beispiel: Generalmajor Rudolf-Christoph Freiherr von Gersdorff. Er plante im Frühjahr 1943 ein Attentat auf Hitler, das mißlang. Nach dem Krieg versuchte er schon vor dem offiziellen Beginn der Aufstellung der Bundeswehr, »Geist und Erfahrungen des deutschen Widerstandes für die Innere Führung der neuen Streitkräfte nutzbar zu machen«. Doch: »Man befürchtete negative Reaktionen von jüngeren Offizieren und Unteroffizieren, die aus der Wehrmacht stammend in die ersten Bundeswehrkader eingestellt wurden.« Und da gab es noch eine andere Kontinuität. Gersdorff mißfiel dem Chef-Kommentator der Nürnberger Gesetze zur Reinhaltung des deutschen Blutes:

»Am 7. Juni 1952 bot mir der damalige Staatssekretär im Bundeskanzleramt, Dr. Otto Lenz, eine führende Position bei der Aufstellung der Bundeswehr an. Lenz erklärte mir, als kompromißloser Gegner des Nationalsozialismus wolle er von vorneherein in der Truppe den Geist des 20. Juli verankert wissen. Als der bei der Zusammenkunft anwesende spätere Nachfolger von Lenz, Dr. Hans Globke, prozedurale Bedenken gegen meine Einstellung äußerte, meinte Lenz, er werde alle noch ausstehenden Fragen in einem Gespräch mit dem Bundeskanzler klären. Trotz seiner festen Versprechungen habe ich von der Angelegenheit nie mehr etwas gehört. Ich kann nur annehmen, daß es Globke, für den ich wahrscheinlich ein lebender Vorwurf war, gelungen ist, beim Kanzler meine Wiederverwendung zu verhindern.«

Gersdorff wird für die Bundeswehr zum Paria: »Als der damalige Kanzler des Johanniterordens, Wolf-Werner Graf von Arnim, mich als Leiter der von mir aufgebauten Johanniter-Unfall-Hilfe für eine Verbindungsposition zur Bundeswehr namhaft macht, erklärt ihm ein Oberst im Generalstab, ich sei als Repräsentant des 20. Juli 1944 als Verbindungsmann zur Bundeswehr untragbar.«

Als dieser für die Bundeswehr so unstatthafte Mann noch lebte, schrieb er 1977 »Soldat im Untergang«: Die Benennung einiger Bundeswehr-Kasernen mit den Namen ermordeter Widerstandskämpfer, wie z. B. Julius Leber oder Claus Graf Stauffenberg zeige, daß »jetzt wenigstens eine traditionelle Erinnerung an den deutschen Widerstand gepflegt wird«. Dann starb er. Prompt wurde in Euskirchen eine Bundeswehrkaserne nach dem toten Gersdorff benannt, der als lebender Zeuge des 20. Juli geächtet war.

Garantiert tote Helden des Widerstands will die Bundeswehr behalten, koste es, was es wolle. Als Helmut Kohl im letzten Herbst die Massenvernichtungs-Raketen in unser Land holte, wollten die Kinder des nach dem 20. Juli 1944 in Plötzensee hingerichteten Obersten Eberhard Finck der Großengstinger Eberhard-Finck-Kaserne den Namen ihres Vaters entziehen. Weil sie sich »aus der Verpflichtung, die aus der Gesinnung unseres Vaters für uns entstanden ist«, zur Friedensbewegung »in Deutschland und in der Welt« bekennen, baten sie den Verteidigungsminister Wörner um Umbenennung der Kaserne.

Doch die Verpflichtung wurde kassiert. Wörner: »Ich vermag Ihrem Anliegen nicht zu entsprechen und werde eine Umbenennung nicht anordnen lassen.«

---

*) Fritsch im Dezember 1938 nach seiner Rehabilitierung: Er habe als Voraussetzung für den Wiederaufstieg Deutschlands einen Sieg in »drei Schlachten« erkannt. In der »Schlacht gegen die Arbeiterschaft« (welche Hitler bereits »siegreich geschlagen« habe). Im Kampf gegen die katholische Kirche. Und im Kampf gegen die Juden (welcher »der schwerste« sei - »hoffentlich ist man sich über die Schwere dieses Kampfes überall klar«).

**) Der Massenmörder, spezialisiert auf jüdische Intellektuelle, lebt womöglich noch heute unter uns. 1948 wurde er in den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt, 1952 vorzeitig freigelassen. Er war dann für Porsche tätig und bis in die letzten Jahre Mitarbeiter der Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft des SS-Generals und SD-Agenten Reinhard Höhn (KONKRET 12/81).

***) SS-Standartenführer Ohlendorf wurde nach Abschluß seiner Liquidationstätigkeit stellvertretender Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium und beauftragte 1944 Ludwig Erhard mit der Währungsregelung nach dem Krieg (KONKRET 2/1982). Drei Jahre nach der Währungsreform wurde der in Nürnberg verurteilte Massenmörder im Juni 1951 gehängt.

LITERATUR

Otto John: Falsch und zu spät - Der 20. Juli 1944. Herbig Verlag 1984. 300 Seiten. 34 DM.

Rudolf Lill/Heinrich Oberreuter: 20. Juli - Portraits des Widerstandes. Econ-Verlag 1984. 448 Seiten. 48 DM.

Hermann Graml (Hrsg.): Widerstand im Dritten Reich. Fischer-Taschenbuch-Verlag

1984. 272 Seiten. 9,80 DM.

Gerhard Ritter: Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung. Deutsche Verlags-Anstalt. Neuausgabe 1984. 647 Seiten. 38 DM.

Graf von Thun-Hohenstein: Der Verschwörer - General Oster und die Militäropposition. Deutscher Taschenbuch Verlag 1984. 308 Seiten. 12,80 DM.

Bodo Scheurig (Hrsg.): Deutscher Widerstand 19381944 - Fortschritt oder Reaktion? Deutscher Taschenbuch Verlag. Neuausgabe 1984. 336 Seiten. 12,80 DM.

Hans Adolf Jacobsen (Hrsg.): Spiegelbild einer Verschwörung - Die Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung. Seewald-Verlag. Neuausgabe 1984. Zwei Bände, 1300 Seiten. 148 DM, später 198 DM.

***

Informationen über Kriegsverbrechen von Männern des 20. Juli:

Christian Streit: Keine Kameraden. Deutsche Verlags-Anstalt 1979. 448 Seiten. 32 DM.

Helmut Krausnick / Hans Heinrich Wilhelm: Die Truppe des Weltanschauungskrieges, Deutsche Verlags-Anstalt 1981. 688 Seiten. 68 DM.

Raoul Hilberg: Die Vernichtung der europäischen Juden. Olle & Wolter Verlag 1982. 840 Seiten. 98 DM.

Konkret 08/84, S. 54

Hermann Peter Piwitt

... und nun in Sachen Abendland

Der Geist steht links, hieß es einmal. Stand er denn? Oder dient er nur zur Innenausstattung des Marktes? Hat die Avantgarde kehrt gemacht und marschiert nun wieder an der Spitze?

Eine der vielen kleinen Kultfiguren der Subkultur 1968 in Berlin war ein ungewöhnlich hübsches blondes Bürschchen namens, nun, nennen wir es X. X erregte Aufsehen mit Protestgedichten, heiratete eine namhafte alternde Fotografin und spezialisierte sich später darauf, von zuhause, aus der Provinz, weggelaufene Mädchen auf den Strich zu schicken. Eine Freundin erzählte mit davon, als sie einem der Mädchen bei sich Obdach gab. X's Rechtfertigung, die ganze Gesellschaft beruhe schließlich auf Prostitution, dies gelte es kenntlich zu machen, leuchtete ihr ein. Zweifel von mir fand sie bürgerlich. Eines Tages war ihr Schützling mit ihren Kleidern und ihrem Geld auf und davon. Eine Weile lief ihr Rotfuchs am Bahnhof Zoo. Sie sah es, war tief enttäuscht, trotzdem entschied sie: Keine Bullen! Nicht unter uns Linken. - Tatsächlich hatte sie nichts als ganz gemeine Angst vor Rache.

Sechzehn Jahre später lese ich, jetzt, im Juni, daß in den besetzten Häusern in der Hafenstraße, Hamburg-St. Pauli, ein Junge namens »Olli Perverso« und zwei Frauen eine dritte stundenlang gefoltert hätten und dafür von einem Straf-Kommando aufgespürt, malträtiert und kahlgeschoren worden seien. Für den Kiez war Selbstjustiz nie etwas Besonderes. Nach Heiner Geißlers Maxime von der »Subsidiarität«, wonach man nicht bei jeder Gelegenheit nach dem Staat rufen solle, wurde auf St. Pauli immer verfahren und gelebt. Ein Problem für die Öffentlichkeit wurde aus den Vorfällen erst, als die CDU deswegen im Senat wieder einmal die Räumung der Häuser forderte und die Linke - wohnend, sozialhelferisch oder nur mit dem Herzen dabei - »Betroffenheit« signalisierte, über die Folterer wie über die Art der Bestrafung. Betroffen wie meine Geliebte 1968, nach ihrem mißglückten Experiment mit der Subkultur, befand die »taz«, bis dato unser Blatt für die 50 Millionen herrschenden Behinderten im Land, »daß die Idylle der subkulturellen Selbstverwaltung nicht mehr aufrecht zu erhalten ist«. Schläge gabs dafür gleich nochmal, diesmal für den Kommentator. Aber deswegen Bullen? Nein, doch nicht unter uns Linken!

Merkwürdig, was heute alles links ist: Wer bloß krank, drogensüchtig oder schlicht gemeingefährlich ist, ist darum links. Und links ist, wer in Taten oder Gedanken politisch damit experimentiert. Daß Selbstjustiz für »einen *einfach* denkenden und *handelnden* Menschen glasklar und natürlich ist«, ist womöglich links; und natürlich ist links, wer in Staat und Bullen seine Erzfeinde hat. »Was ist der Staat mit dem Kapital als Souverän? Ein Schauspiel chinesischer Schattenbilder«, schrieb einmal Proudhon. Was solls, was dieser Hirni einmal verzapft hat! Es ist in den Schiß gewindet, solange jede neue Protestgeneration versessen darauf ist, Geschichte allemal wieder bei Null zu beginnen und die alten Fehler so spontan zu wiederholen, als seien sie vorher nie gemacht worden, zum Beispiel die von 68.

Meine Freundin, übrigens, war damals gerade unterwegs zu einem Handwerker, um Plätzchenformen in den Profilen von Marx, Engels und Mao anfertigen zu lassen, für einen Kindergeburtstag, als ihr Schützling sich mit ihren Sachen davonmachte. »Moralisierende Arschlöcher«, »Psychologenärsche«, »Sozialpfaffen« (alles Zitate aus Leserbriefen an die »taz«), etwas in dieser Art hätte sie womöglich auch zu hören gekriegt, hätte sie die »Genossin« zur Rede gestellt. Und verstehen können hätte ich die sogar: In einem gewissen vagabundierenden Milieu gibt man sich offenbar nur ungern her für politische Experimente mit sich. Vielleicht, weil man weiß: Ist der Sommer der Anarchie vorbei, werden die Plätze verteilt, und dann saugst du wieder am Strumpf. Und da soll jemand nicht durchdrehen? Oder einfach nur rechtzeitig herausholen, was herauszuholen ist? Wos doch erfahrungsgemäß am Ende sowieso nichts zu gewinnen gibt?

Was ist heute links, fragte 1981 die Zeitschrift, nein, nicht »Disziplin und Geräusch«, auch nicht »Würde und Verdünnung«, sondern »Ästhetik und Kommunikation«. Die alte Linke? Dieser ewige alte Muff von übermorgen? Gütige Gruft. Angesagt als Linke, als neue Linke, war stattdessen jene Art Coney Island, wo sich gleich hinter der Bowery der Monte Veritá erhebt, bewohnt das alles vom Gesamtstrandbürger, der durch Kettenbilden den bei Friedensdemonstrationen nur noch zur Erfahrung seiner Körperlichkeit zu gelangen braucht, und wir haben die 100-Prozent-Volkspartei. Heute ist sich diese brave neue linke Welt ihrer nicht mehr ganz so sicher: Was ist mit dem Proletariat? Ist es vielleicht doch nicht ganz im schwarzen Loch verschunden? Und was ist mit den Asos? Sind sie nun links- oder rechtsaußen?

Es gibt ein anderes, vagabundierendes Potential, von dem man das auch nicht mehr so genau sagen kann: Ich meine den »Geist«. Von ihm hieß es einmal, in den 60er und 70er Jahren, er stehe links. Stand er denn? Die Wissenschaftler in der Freien Wirtschaft, die Mehrzahl der Professorenschaft, der Publizisten? Standen sie denn links? Und wenn nicht: Vielleicht, daß es daran lag, daß sie der wahre Geist nicht waren? Der wahre, der freie Geist, das waren schließlich die Künstler, die Schriftsteller. Und schrieben sie etwa nicht Sozialreportagen, studierten politische Ökonomie, machten Agitpropgedichte, Plakatkunst? Skeptisch, denn eigentlich waren sie ja längst verbürgerlicht, traten so manche der Gewerkschaft bei. Und der Sozialismus: Wer war denn etwa nicht irgendwie dafür, grundsätzlich jedenfalls, unbekümmert darum, daß Stalin grad 15 Jahre tot war? - Heute haben wir viermal soviele Arbeitslose wie damals, mehr denn je s n

wir in die Ausplünderung der Dritten Welt als Komplizen der USA mithineingezogen, und Stalin ist immerhin schon 31 Jahre tot, ohne daß etwas auch nur halb so Scheußliches in Mittel- und Osteuropa nachgewachsen wäre. Aber plötzlich ist uns die Gewerkschaft der Mahleins und Ferlemanns zu linksdogmatisch; und was den Sozialismus anbetrifft: Da sagen wir nur noch GULAG.

Was ist eigentlich passiert, daß die Verlagsprospekte und Feuilletons so aussehen, wie sie aussehen? Ende der sozialen Frage. Ende der Dialektik. Ende der Moderne. Feen, Fantasy und Märchen. Anders Reisen (als ob Andersreisende nicht genauso die Gegend versauten!), Grenzwissenschaften und die abgefuckteste »Lebenshilfe«; und dann, am Ende der Geschichte, schnurr, schnurr, schnell noch ein Buch über die Katze im Dichterhaus hinterher; denn etwas Wärme braucht der Mensch...

Daß einer ganzen Menge von Künstlern und Schriftstellern im Westen auf einmal die ganze Richtung nicht mehr paßt - die Fehler und Unmenschlichkeiten des »realen« Sozialismus können nicht schuld daran gewesen sein; denn die schlimmsten waren schließlich schon 68 bekannt. Was solls? »Opium für Intellektuelle« sei womöglich das ganze gesellschaftliche Modell des Sozialismus, schreibt mir eben ein Freund. Na klar. Nur, wo bleibt er damit, wo bleiben sie damit, die andern Apostaten? Endlich glauben sie, die Welt realistisch zu sehen. Und fallen doch nur zurück in historisch unendlich abgenutztere, diskreditiertere Systeme: den Liberalismus, den parlamentarischen Kapitalismus, das Christentum.

Wie Yves Montand. Für einen »Kapitalismus, der klappt«, will er - laut »Spiegel«-Interview - in Zukunft kämpfen. Aber gibt es für Hunderte von Millionen in Afrika, in Süd- und Mittelamerika, in Indonesien und auf den Philippinen vielleicht etwas fürchterlicheres als ein Kapitalismus, der (bei uns) klappt? Daß es Konzentrationslager in Frankreich und Amerika nie gegeben habe, behauptet er, und die vom »Spiegel« wissen ihm nur Chile entgegenzuhalten. So als hätten Indianer, Cayenne-Sträflinge und Kollaborateure nach 1945 gelebt wie Gott in Frankreich. Daß die Grande Nation, wie jeder andere bürgerliche Kolonialstaat, die Voraussetzungen für Zivilisation und sozialen Ausgleich zuhause in den Kolonien, im Kongo, in Indochina, in Nordafrika, hat ermetzeln lassen -, daß der Weizen der bürgerlichen Demokratie solange nicht verkümmert, wie in der Dritten Welt mit Menschen gedüngt wird: vergessen.

Einen »politischen Schauspieler« nennt sich Montand. »Ich spiele niemals falsch«, sagt er von sich. Und dabei beherzigt er doch nur die alte Schauspieler-Weisheit: Sei nur so dumm, wie du tust, und du bist unwiderstehlich.

Ist es das Alter? Das dumm macht? Vielleicht. immer und überall war der französische Philosoph Roger Garaudy Avantgarde, als Kommunist, als Spiritualist, als Christ; inzwischen ist er, unter einem Regen von Petrodollars, beim Islam. Das Alter? Gesetzt, es läge daran: Wieso dann Glucksmann, »Burdas« mittlerweile, na, ich will mal schätzen, Fünfzigtausend-Groschen-Junge? Und wieso dann nicht nur eine so verluderte Type wie Arrabal, sondern auch junge Journalisten, die ihm in der »taz« eine ganze Berliner Hasenheide an Platz geben? Und wenn es denn am Alter allein nicht liegen kann, und am Sozialismus auch nicht, und am »realen« - wo ihn selbst der »Spiegel« (26/84) »zivilisierter« als früher findet - auch nur bedingt: Wie kommt dann, um mit Brecht zu fragen, auf einmal wieder »die Dummheit in die Intelligenz«?

»Ne, ne, ich versteh euch gut, euch Kommunisten«, hat mir einmal ein leckgeschlagener Seemann am Tresen gesagt, »das Meer macht auch unruhig, das Meer das zieht.« Wo immer er das hergehabt haben mochte, daß Kommunisten von Haus aus unbehauste, umtriebige Leute seien: auf einen bestimmten Typ von intellektuellen Theatralikern trifft es zu. Daß seine Heimat halt das Meer ist, und seine Hoffnung sind die Sterne... Meist kommt er aus bürgerlichen Verhältnissen. Aber selbst hält er sich für einen No-whereman. Parteilich ist er selten lange. Dazu fehlt ihm ein fester sozialer Ort, wo er gleiches materielles Geschick mit andern teilen könnte. Umso brennender ist er engagiert. Die Verdammten der Erde hat er beschworen, so als sei sein Problem auch ihr Problem: seine unbewältigte Vater-Imago zum Beispiel. Wie eine Droge, tatsächlich, 150prozentig entflammt, hat er sich den Sozialismus reingezogen, als sei's eine Naturlehre und nicht, im vernünftigsten Fall, ein wissenschaftliches Modell bloß, noch dazu ein in die Jahre gekommenes... Aber wehe, wenn ihn die blödsinnigen Illusionen, die er sich darüber gemacht hat, auch nur zu 60 Prozent enttäuschen! Dann genügt die nächste zyklische Verwertungskrise, um ihn davon zu überzeugen, daß das Gleiche immer wiederkehrt, Fortschritt nicht stattfindet und Geschichte nicht war, sondern ist, nämlich Mythos; so war es vor Dreiunddreißig und so ist es heute.

Fahrendes Volk... Taugt es deswegen weniger als seßhaftes? I wo. Aber daß der »Geist«, a priori, mehr sei als die Innenausstattung des Marktes -, von dieser Illusion sollten wir denn doch Abschied nehmen. Was in den Chefetagen von Trusts und Medienkonzernen, auf den Kapitalmärkten, in den Verteidigungsministerien und den Lobbys der Parlamente geschaffen wurde, die Voraussetzungen nämlich für eine neue Nachfrage nach Endzeitstimmungen, Mythen, »Lebens- und Todestheologien« -, zu unverfroren haben Künstler und Schriftsteller diese Nachfrage auf dem Markt der Ideen, Ragnarök als Termingeschäft, genutzt; zu zynisch Ideenhändler ihre Lager geräumt, als daß ich in diese Art »Geist« auch nur meinen Hering noch einwickeln möchte.

In Mexiko, erzählt mir eben ein Freund, der grad von dort kommt, schweigen die Intellektuellen; nur die Proleten kämpfen noch. In England halten die Bergarbeiter nun schon bald 20 Monate durch. Bei uns haben eben Drucker und Metaller einen

der längsten Streiks seit 45 hinter sich. Aber in der »Süddeutschen« vom 16./17.6., zur Europawahl, führt uns einer unserer begnadetsten Parodisten, Hans Christoph Buch, vor, was aus dem »Geist« bei uns wird, wenn er aufhört, links zu stehen: er *bleibt,* bleibt wo alles vergeht, »Kaisertum und Papsttum, Ober- und Unterhaus, Politbüro und Zentralkomitee«, und zwar rein, Abendland-Spätlese sozusagen.

Nein, nicht nocheinmal Hildesheimer. Halbgötter sind nun mal so. Sie haben, was sie lebten bzw. beherrschten, halt immer gern als Grabbeigabe dabei, die Menschheit zum Beispiel oder die Literatur. Und noch jede politische Führungsmacht bzw. -Schicht konnte sich ihren Bankrott nur als Totentanz der ganzen Menschheit selbst vorstellen. Da gehören die angstgeschüttelten Kids vom Katholikentag so dazu wie Franz Joseph Strauß, wenn er »in der Dämonie (äh?) der Technik« nach »Lebens- und Todestheologie statt Sozial- und Gesellschaftstheologie« verlangt.

Vielleicht sollten wir überhaupt mal ein bißchen aufhören, uns immer nur auf die Wende, auf ihre Promoter und Kostgänger, herauszureden. »Wir werden Apostaten erleben, von denen wir es uns nie haben träumen lassen«, sagte der alte Axel Eggebrecht im Herbst 82, ein paar Wochen nach dem Amtsantritt Kohls. Gut. Aber die Linke selbst zahlt eben Lehrgeld für einen ganzen Sack voller hausgemachter Irrtümer und Illusionen. Von der Großtechnologie bis zum Basiskult. - Da gab und gibt es gigantische Umweltschäden in Mittel- und Osteuropa. Und schon hatten, vor lauter »Dämonie der Technik«, auch wir ein bißchen die Marxsche Utopie verabschiedet, wonach nach einer Phase schmutziger und menschenschinderischer Industrialisierung immer perfektere und produktivere Maschinen uns von natur- und menschenzerstörerischer Überlebensschinderei tatsächlich befreien könnten. – Und das Mißverständnis vom Marxismus als einer Naturlehre? Hat es nicht enttäuschte Gewißheiten, Krüppel, am laufenden Band erzeugt? Daß »das innerste Wesen einer Kartoffel ... die Tatsache sei, daß sie auf den Markt komme«, - wie Brecht im Tui-Roman sarkastisch den Philosophen Ka-Meh beweisen läßt?

Eine wissenschaftliche Methode ist er, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Was das ist? In Mainz kamen kürzlich zum Treffen »Naturwissenschaftler gegen Atomrüstung« 3.000 Physiker, Biogenetiker, Nobelpreisträger, Direktoren von Max-Planck-Instituten zusammen. Warum nicht mal, anstelle inzüchtiger Selbstdarstellungen auf »Schriftsteller-Treffen für den Frieden«, eine Tagung mit ihnen? Daß der schweifende Geist ein Auge auf den seßhaften und systematischen behält, und umgekehrt? Und beide voneinander was lernen können? Denn bloß genial bin ich schließlich sowieso. Und romantisch. Und unbehaust. Ich, und du. Und Müllers Kuh auch.

*

»Das ist ja doch Unfug. Erst vorgestern hat Enzensberger dekretiert, 'der Schriftsteller habe nicht mehr Literatur zu machen, nur noch Politik' und diesmal stand eben wer anderer auf, ich weiß nicht einmal wer, und erläßt mit gleicher Unfehlbarkeit einen Ukas, laßt uns alle dichten, nie wieder Politik.

Beide Dekrete sind in gleichem Maße kindisch. Sie ernsthaft zu diskutieren, ist kaum der Mühe wert. Es gehört zum Selbstverständnis von Schriftstellern, daß sie Nonkonformisten sind, Besserwisser mit einer 'Mission', und Größenwahn ist bei ihnen eine Berufskrankheit wie die Plattfüße bei den Kellnern. Beschließt so einer zu konformieren mit dem, was eine politische Partei (die ja auch nicht von lauter Weisen oder Engeln geleitet wird) so zusammenbraut, so wird er zwangsläufig seine Enttäuschung erleben - viele Enttäuschungen. Aber kein Vollsinniger wird sich deshalb in den Schmollwinkel eines elfenbeinernen Turms zurückziehen - gerade in einer Zeit politischer und wirtschaftlicher Bedrängnis, die erfahrungsgemäß vor allem anderen das 'Vergnügungsgewerbe' trifft - die Dichter, die Huren und die Hotelportiers.«

Robert Neumann, 1974

Konkret 08/84, S. 58

Walter Klier

Der Klagenfurter Laufsteg

Walter Klier berichtet, wer bei der diesjährigen Kärtner Autorenpräsentation eine gute Figur machte.

M. Köhlmeiers schreiende vier Bälge,. die gefüttert sein wollen; H. Strätz' Frosch im Hals; Ostblock-Bonus für W. Hegewald (aber nur ein halber, er lebt schon im Westen); Langzeit-Bonus für E.Y. Meyer (gäbe man ihm einen Preis, käm er nie wieder); E. Pedrettis Tragischer Krebstod der Malergeliebten; P. Weibels Fortschrittkämpferin; H. Meiers lernbehinderter Knabe; G.P. Eigners Autistenvergewaltigung:

Was ist das alles gegen die Neue Frau & Mutter R. Schostack, der nach jahrelanger Männerjagd endlich einer ein Kind macht, das dann zu früh zur Welt kommt, verkrüppelt und eitrigen Augs, und das die Frau (obwohl ihr eigentlich graust) auf sich nimmt, freudig, und gleich zu lieben anfängt, während draußen wieder ununterbrochen die Züge donnernd dahinrasen, und die Blätter sich vom Rand her golden färben. Diese Art von Literatur bettelt um die Verwechslung von Autor und Figur wie die Frau um den Samen eines Mannes, der solcherart zum Lustobjekt oder schlimmer, zum Besamungszusatz verkommen, dem Juror Prof. Hinck wieder »Mut zur Emotion« verschafft. Wahrscheinlich ist der Professor Hinck danach auf die Toilette gegangen und hat dreimal laut »Verflixt und zugenäht« gerufen, um der andrängenden Emotionen Herr zu werden. Und der nach eigenen Angaben »über 50jährige« Juror H. Fink beginnt alsbald, »anders über Frauen zu denken als bisher«, sagt allerdings weder, wie er bisher gedacht, noch was sich geändert hat. Der Jurorin G. Fussenegger entfährt etwas von »vergeblichem biologischem Vorleben«. Der Juror W. Jens erkennt, daß gerade hier Makellosigkeit bedeutet hätte, »das Thema zu verfehlen«. Der Juror W. Kraus spürt etwas und gibt an, tief ergriffen zu sein. Gleich werden alle in Schluchzen ausbrechen. Der Marschall schweigt. Ein Wunder ist geschehen. Sogar der Jurorin F. Roth ist etwas eingefallen. Die Geschichte hat sie »auch beeindruckt«. »Kein Gebärmuttersausen«, sagt sie. Sie als Frau muß es wissen.

Trennte man, was man oder die Jury natürlich nicht kann, den Text und seine Heldin von der Frau, die eben vorgelesen hat, bliebe nichts als ein sogenannter »handwerklich solid gearbeiteter Text«, also eine Kette satt ineinandergreifender Klischees auf der einen« Seite, die Frau, die das selbst erlebt hat, wie man später erfährt, verkrampft, von sich selbst erschüttert, die jahrelang für die »Faz« und den Marschall geschrieben hat, auf der anderen.

Daß sie als vorletzte liest, ist Zufall, jeder hat die Verlosung mitangesehn; kann kein Zufall sein, denn hätte sie am ersten oder zweiten Tag gelesen, wäre die von ihr ausgelöste Emotion zerfallen, hätte sich aufgeweicht wie bei den anderen, den *guten* Texten. So aber wächst gegen das Ende die Sehnsucht nach dem einen, dem hervorragenden Text, der würdig ist, einzugehn unter sein Dach, zu sehr an. Und wenn es Zufall war mit der Reihenfolge, was es gewiß war, sie kommt jedenfalls recht, das Vakuum füllt sich zischend. Es darf keine Enttäuschung mehr geben, egal was die Jury 30 Minuten lang zu hören bekommt. Wilde Entschlossenheit greift um sich, gerührt zu werden, betroffen und ergriffen. Die angeblich in diesem Text feststellbare Verquickung der Angst vor der Geburt mit der Angst vor dem Tod rührt nicht nur die alten Männer, die alten Frauen, auch die jungen, alle. Nachdem es schon fünf Tage lang Schostack, Schostack raunt aus allen Winkeln, haben alle mit derartigem gerechnet, aber daß es so abgekartet nicht nur sein, sondern auch aussehn muß?

Dann macht Frau Fussenegger dem Marschall einen Strich durch seine glatte Rechnung. Mit sechs gegen fünf Stimmen entscheidet es sich, daß die E. Pedretti-Sätze »Bleiern schien diese Zeit« oder »Wie lange noch die Gedanken von überallher wie Töne auf mich zufliegen« oder »Den ganzen Morgen schon diese unbestimmte Angst« mit 120.000 ÖS belohnt werden; die R. Schostack-Sätze »Ich stellte mir vor, es sei alles geträumt« oder »Der Leib... der eben noch ein reifes Kornfeld war und jetzt bloß noch leeres Stroh« oder »Den dritten flehte ich an, kniefällig, ich lag in seiner Werkstatt auf dem staubigen Zementfußboden« (sie fleht gerade um Begattung) mit bescheidenen 75.000 ÖS abgespeist werden. Selbst das gönnen ihr einige nicht. »Ach du Scheiße« tönt vernehmlich aus einem Lektoren-Nest im Publikum.

Die *gute* Literatur bleibt auf der Strecke. Aber welche *gute:* jeder meint es anders gut, Um mit dem Marschall zu reden: »Der Hauptbegriff ist der der totalen Beliebigkeit.« Das Tribunal der Oberlehrer, verschärft durch die letztjährige Siegerin F. Roth mit Glitter im Haar (ihre raren Äußerungen kündigt sie dem »ZDF« vorher an, das sich alsbald hektisch in seinen Kamerakabeln zu verheddern beginnt), ist sich einig in einem: Selbstgefälligkeit, von keinem Schimmer Ironie je getrübt. Sie tadeln und loben, erlauben und verbieten wie nur je ein dümmlicher König oder Papst. Sie tun es aus bestem Wissen und Gewissen, aus tiefer Sorge um das Gedeihen der deutschen Literatur, und die Schwerkraft des Preisgeldes und der Publizität gibt ihnen recht.

Kläffer wie P. Handke fern im Norden, in dessen Werken in letzter Zeit nur noch die Schriftgröße zunimmt, oder das rührige Wiener Gewerkschaftsduo Ruiss-Vyoral oder der schneidige Lieferant des letztjährigen Skandals R. Goetz, der damit aus dem Stand ans Herz des großen Betriebes sprang und seinen Preis bei nächster Gelegenheit nachgeliefert bekam, sie und alle anderen, die mehr oder weniger kenntnisreich mäkeln (den Verfasser dieser Zeilen nicht ausgenommen), zehren

nur auf ihre Weise vom anrüchigen Glanz des Kärntner Laufstegs. Sie geben vor, eine *gute* Literatur und einen *guten* Betrieb zu verteidigen, die nirgendwo existieren oder existiert haben.

Klagenfurt ist ehrlich, authentisch, transparent. Es ist sportlich wie nur je eine 4x10 km-Staffel und damit auf der Höhe der Zeit. Es ist so gut und mies wie die Mutter, aus deren Leib es geschlüpft ist (um bei der Symbolik zu bleiben_ die das 84er Treffen von Anfang überschattet hat): die Kultur der FDGO im späten 20. Jahrhundert. Wieso sollen Schreiber, Kritiker, Lektoren es als einzige Lebewesen nicht nötig haben, von Zeit zu Zeit über den Bildschirm zu stolzieren und sich dort nach Kräften lächerlich zu machen? Sogar Bergsteiger und Niki Lauda tun es ja. Daß es dabei um große Literatur, überhaupt um Literatur, um etwas über das Gewöhnliche Hinausgehobenes gehen soll, glaubt nicht mal mehr ein pensionierter Güssinger oder Schleswiger Gymnasialprofessor.

Was nottut, ist konstruktive Kritik. Die Show ist noch nicht gut genug. Die Dichter lesen zu lang. Man müßte verschiedene Disziplinen einführen. Die Jury brabbelt viel Unsinn, den ein Normaler nicht versteht und immer denselben. Tschechows Flinte und Valerys Marquise sollte man ihnen verbieten, so wie den Satz »Das interessiert mich nicht« oder Ansinnen wie die, den Gebrauch des Wortes Traum oder des Präsens gesetzlich zu regeln. Die Spontaneität wirkt so dilettantisch wie das vorher Abgemachte. Das müßte viel genauer durchgesprochen werden. Das Publikum findet im Studio keinen Platz - man stelle sich vor, das Hahnenkammrennen würde aus »technischen Gründen« auf einen kleinen Hang verlegt! -, und es ist von jeder Art Teilnahme ausgeschlossen. Keine Lotterie winkt, kein Familienquiz, kein Unbekannter aus der Menge darf, einmal im Leben, für 60 Minuten in die Jury, um dort zu sagen, »Also mich hat diese Geschichte ungeheuer betroffen gemacht, echt«. Und warum läßt man nicht die Verlosung der Reihenfolge von einem blinden Waisenkind, wenn möglich mit Klumpfuß, vornehmen, um jeden wirklich jeden Verdacht eine; Manipulation zu zerstreuen?

Konkret 08/84, S. 60

Eike Geisel

Mach´s noch einmal, Sam

Coke ist mit 13 Millionen Dollar dabei. McDonald liefert gleich ein komplettes Schwimmstadion. Die Runderneuerung der Olympischen Spiele ist voll im Gange Erstmals tritt ein Privatunternehmen als Veranstalter auf. Eike Geisel meint, daß die bundesdeutschen Sportler von dieser begrüßenswerten Schändung der olympischen Idee nur lernen können

In der Bundesrepublik braucht die Regierung die Grundrechte nicht einzuschränken, das besorgen die Bürger freiwillig selber, indem sie jene Rechte ausdehnen und etwa die Koalitionsfreiheit als Pflicht zur Verbrüderung verstehen. Als verbindliche Aufforderung zur Äußerung von grobem Unfug wird allgemein die Meinungsfreiheit begriffen. Weil aber die Mehrheit der Bevölkerung nicht nur keine Meinung hat, sondern auch unfähig ist, diese auszudrücken, gibt es Zeitungen. Darunter den »Spiegel«, dem die diesjährige Füllung des Sommerlochs Anlaß ist für einen bohrenden Gedanken: »Die Olympische Idee ist tot, zerronnen ist der Glaube an den gewaltfreien Wettstreit aller Welt-Jugend nur um Gold, Silber und Bronze. Der künstliche Frieden einer harmlos spielenden Menschheit ist endgültig vorbei.«

Wer hat die Idee gemeuchelt? Es gibt keine Leiche, und wo man keine finden kann, liegt auch kein Verbrechen vor. Und dennoch soll es Schurken geben? Aber reden wir erst vom hehren Gedanken, der seinen Geist aufgegeben haben soll: von der Olympischen Idee. Sie wurde weder gemeuchelt, noch ist sie sanft entschlafen. Sie ist quicklebendig und befindet sich bei bester Gesundheit, denn zum ersten Mal werden die Olympischen Spiele von einer privaten Organisation getragen. Und damit hätten wir auch die Schurken: das Los Angeles Olympic Organizing Committee (LAOOC), dessen Präsident Peter V. Ueberoth einschlägige Voraussetzungen nachweisen kann. Er ist Gründer und Vorsitzender des zweitgrößten Touristikunternehmens der USA.

Wenn nun eine Partei nicht mitspielen will, weil die andere beim letzten Mal gefehlt hat, dann geht die Welt nicht unter, sondern die Rechnung der Olympischen Idee trotzdem auf. Für die von sowjetischen, kubanischen und bulgarischen Sportlern nicht verzehrten Fitness-Teller der »McDonald's Corporation«, für die ungegessenen Hähnchen von »Foster Farms«, die ungebackenen Weißbrote von »Campbell-Taggart Inc.« und für die von Sportfunktionären aus der DDR, Bulgarien oder Polen nicht beschlafenen Hotelbetten wird eine Versicherung aufkommen.

Wie putzmunter jenes Wesen ist, dessen Dahinsiechen und Ende nicht nur vom »Spiegel« beklagt wird, müßten doch zuallererst die Deutschen wissen. Denn geboren wurde, was jetzt in Los Angeles nach einer Verjüngungskur ans Werk geht, vor einem halben Jahrhundert in Berlin. Dort wurde, bestaunt von einer düpierten Welt, der Sport als Medium der Selbstinszenierung der Massen aus der Taufe gehoben. Keine der nachfolgenden Olympiaden kann die Prägung verleugnen, die sie, wie der Sport insgesamt, damals erfahren haben. Von den Symbolen, der Liturgie und den Ritualen bis zur lückenlosen Abdeckung durch die Medien, verrät noch jede sportliche Großveranstaltung heute ihre Herkunft aus dem Berliner Olympiastadion. Was von dort kam, läßt sich, für den in der Krise besonders heftigen Wunsch zur Volksgemeinschaft, aufs neue und auch außerhalb eines Stadions verwenden. Wie zum Beispiel jüngst vor dem Berliner Reichstagsgebäude: Andre Hellers »Feuerzauber« war nichts anderes als die zeitgenössische Version des »Lichtdoms« aus Flackscheinwerfern, der sich - von Albert Speer konzipiert - in der Eröffnungsnacht der Nazi-Olympiade im Stadion über Zehntausende von Jugendlichen wölbte. Am 7. Juli 1984 tönte es aus der 60.000-Watt-Anlage: »Wenn wir es ganz stark wollen, wird es ein großer Erfolg.« Leni Riefenstahls Wunsch ging in Erfüllung. 500.000 Besucher machten den Abend zu einem »Triumph des Willens«. Des unbändigen Willens, mit fünf Mark bei einer Selbstinszenierung der entmündigten Massen dabei zu sein.

Im Unterschied zur faschistischen Ästhetisierung der Politik durch sportliche Großveranstaltungen kommt die häufig auch von Linken bejammerte Kommerzialisierung des Sports in Los Angeles endlich zu ihrem vollen Recht. Dort, im Mekka des Kapitalismus, findet die wirkliche Vergangenheitsbewältigung statt und nicht in der Bundesrepublik, dem Land der fortlebenden Turn-, Platz- und Gerätewarte. In Los Angeles vollzieht sich endlich einmal die begrüßenswerte Schändung eines Gedankens; ohne diesen vorteilhaften Schaden bliebe für die Olympiade nur noch Spott.

Die Runderneuerung des Olympischen Gedankens gehorcht dabei folgender Dialektik: Die wahre Idee ist die Idee als Ware. Da bleibt wenig Raum für jenen modernen Hokuspokus, den die Nazis seinerzeit nicht erfunden, sondern vorgefunden, systematisiert und planmäßig in Regie genommen haben. (Die Linken und was sich alternativ um sie herumbewegt lassen sich nicht gerne daran erinnern, daß solche Dinge wie Fahnenweihe und Schwüre, aber auch der Fackelzug, den sie schon rehabilitiert haben, in der deutschen Arbeiterbewegung, also vor den Nazis, ihren festen Platz hatten bei der Verwandlung von politischen und sportlichen Veranstaltungen in ein Weihefestspiel.)

Daß die Rituale dennoch fortwirken, daß auch in Los Angeles ein olympisches Feuer brennt und mit dem Fahnenzipfel in der Hand - ein Eid gesprochen wird, der doch besser auf die »First Interstate Bank« oder die »Atlantic Richfield Company« abgelegt würde, das besagt nur soviel wie der Umstand, daß die Sponsoren der Spiele, alle hochkarätige Vertreter der

amerikanischen Wirtschaft, wahrscheinlich regelmäßig am Wochenende den Gottesdienst besuchen. Und der heißt im Amerikanischen nicht Gottesdienst, sondern *service.*

Am 25. April gab die Stadt Los Angeles ein großes Bankett zu Ehren der Sponsoren der Olympischen Spiele. Auf der Einladung prangte als Motto ein Zitat von Churchill: »Einige betrachten das freie Unternehmertum als unbändiges Tier, das erschossen gehört, andere sehen darin eine Kuh, die man melken muß, aber nur wenige sehen darin den zähen Gaul, der den Wagen zieht.« Die Wenigen waren unter sich und verliehen an diesem Tag, drei Monate vor der Eröffnung der Spiele, die wirklichen Goldmedaillen. Die sowjetischen Gäste gingen bei dieser Zeremonie verständlicherweise leer aus und hatten auch beim Tischgebet - das Nachsehen, denn da wurde Gott für die Einführung der freien Marktwirtschaft gedankt.

Also doch Dunkelmänner, Ritualmörder am Olympischen Ideal? Der Erfinder der kultischen Fackelstafette von Olympia auf dem Peloponnes zum jeweiligen Austragungsort der Spiele war ein Doktor Carl Diem, ein eifriger Mitläufer unberechenbarer Herrschaft. (Nach dem olympischen Motto »Dabeisein ist alles« war er nach 1945 auch wieder dabei und gründete die Sporthochschule in Köln). Verglichen mit jener organisierten Mythologisierung des Sports, entdeckt man in Los Angeles die zivilisatorischen Wirkungen der kapitalistischen Rationalität, welche den Kult in berechenbare Show aufgelöst und dessen Symbole in käufliche Gegenstände verwandelt hat. Keine Menschenkette mit vor Gesinnung feuchten Händen hat die Fackel von New York bis zur Westküste weitergereicht; die Strecke wurde, der Kilometer zu 3.000 Dollar, etappenweise gebucht.

Solch aufklärerischen Kulturimperialismus muß man sich wünschen in einem Land, wo selbst die hochbezahlten Sportler, die Fußballprofis, habituell immer noch jenen Frontsoldaten am Ball gleichen, die 1954 in der Schweiz nachträglich den Zweiten Weltkrieg gewonnen haben. Nicht nur die Steaks sind in der Bundesrepublik kleiner, die Badezimmer enger und die Parteien preisgünstiger zu kaufen - auch der Sport ist, bei Licht besehen, ein rechter Mickerling. In der größten Partei organisiert, können sich auch die besten Sportler nicht dem Umstand entziehen, daß sie vor allem Staatsbürger, also Bürger von Staats wegen sind. In den USA ist ein Spitzensportler gleichzeitig öffentlicher Lebemann, in der Bundesrepublik sieht er aus wie ein Rot-Kreuz-Helfer, wie Michael Groß oder wie Hans-Peter Briegel, den der offizielle »Hair Care Consultant« der Olympischen Spiele, Vidal Sassoon, nicht frisieren, sondern erst zum Gesichtsaustausch schicken würde, ehe er ihn vor die Kameras von »ABC« ließe. »Dafür werde ich richtig ackern«, sagte ein Handballspieler zum »Spiegel«, nachdem die Deutschen durch das Fernbleiben der realsozialistischen Länder eine Freifahrkarte nach Amerika gewonnen hatten, und dieses bodenständige Bekenntnis zur Schwerarbeit für Deutschland ist durchaus repräsentativ.

Die verteufelte Kommerzialisierung des Sports in der Bundesrepublik hat noch gar nicht angefangen, und das einzige, was die zweitklassige deutsche Mannschaft reputierlich machen könnte, das wäre: in Los Angeles ein gelehriger Schüler zu sein. Wenn künftig dann auf den Aschenbahnen der bundesdeutschen Stadien die Sprinter von *Bosch* gegen die Schnelläufer der *Deutschen Bank* oder die Speerwerferinnen von *Mercedes* gegen die Damen von *BASF* antreten, dann werden sicher auch jene männlichen Unholde weniger werden, die unser Auge beleidigen; die weiblichen Monster, deren Anzahl nun schon in Los Angeles verringert ist, werden vielleicht ganz verschwinden.

Die Erfinder der Olympischen Spiele mißtrauten dem alten Satz, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohne und richteten zusätzlich zu den Wettkämpfen eine Olympiade der Kultur ein, beider jede Nation ihre Spitzenerzeugnisse präsentieren darf. Die Deutschen, vor der Absage der Sowjetunion noch die sichere Gewißheit vor Augen, keine Lorbeeren in Los Angeles zu erringen, besannen sich auf eine gewaltige Kraft, die wie eine Woge die sportliche Mittelmäßigkeit hinwegspülen könnte. Sie besannen sich auf die Neue Deutsche Welle und durften zur Eröffnungsgala das Wuppertaler Tanztheater von Pina Bausch präsentieren. In jeder Hinsicht den Statuten der Kulturolympiade treu, bot das Tanztheater einen länderspezifischen Beitrag, indem es das Publikum lehrte, die deutsche Angst zu fürchten, und es gehorchte dem Gebot, die Verbindung zum Sport herzustellen, indem es so anmutige Disziplinen wie Boxen und Ringen in die Körpersprache des Geschlechterkampfs übersetzte.

Die einst unter dem politischen Diktat erzwungene Einheit von Sport und Kultur, anschaulich im »Gesamtkunstwerk« der Nazi-Olympiade und fortgesetzt im Begriff der »Körperkultur«, ist zerfallen. Aber doch nicht so endgültig, daß es nicht Versuche gäbe, sie wiederherzustellen. Was im Stadion einstweilen nur begrenzt erfahren werden kann, jene *vibrations* und *feelings,* die Gegenstand der Kassenpsychologie und Schmiermittel der Volksgemeinschaft sind, holen sich die Bedürftigen auf Friedensmärschen, Winzerfesten, Kirchentagen und auf jenem Ereignisfeld, das mit lauter Blindgängern vermint ist und wahlweis Phantasie, Traum, Utopie usw. genannt wird. Wie es ausgeht, weiß jeder und versucht es immer wieder: Nicht einmal auf ihre Kosten waren sie gekommen beim größten Feuerwerk, »das es seit den Bombennächten über der alten Reichshauptstadt gegeben hat« (»Bunte-Burda«). Und so saßen dann, zwischen leeren Bierdosen und Pappbechern, die angeschmierten Selbstbetrüger in kleinen Gruppen herum und wärmten sich an ihrem, Selbstmitleid und kleinen Feuerchen. So ähnlich muß es damals im Tiergarten ausgesehen haben.

Konkret 08/84, S. 63

Uwe Storjohann

Stark + treu

Mehr als ein H□ ndedruck war nicht drin f□ r die Sieger. Die Anfahrt ging auf eigene Rechnung. Dennoch kamen 70.000 Sportler zur II. Arbeiter-Olympiade 1931 nach Wien.

Es war einmal ein Hamburger Fußballspieler. Als Mittelstürmer der deutschen Auswahlmannschaft schoß er während des Olympia-Turniers Tore wie am Fließband und wurde nach einem Kantersieg als siebenfacher Torschütze von den Mitspielern auf den Schultern vom Platz getragen. Aber von seinen Verbandsfunktionären bekam er dafür bei der Rückkehr nach Hamburg, statt Lob und Anerkennung, barsche Worte zu hören: »Vom Platz tragen lassen! Ihr fangt ja ganz neue Methoden an im Arbeitersport!«

Der Name des Mittelstürmers: Erwin Seeler, geboren und aufgewachsen im Arbeiterviertel Rothenburgsort, Hochburg des Arbeitersports in Hamburg zwischen 1900 und 1933; der Name des Vereins: Lorbeer 06, Fußball-Bundesmeister des Arbeitersports (nach bürgerlichem Sprachverständnis: Deutscher Meister) 1929 und 1931 und mithin eines der Wahrzeichen des Stadtteils Rothenburgsort.

Drei Spieler der Lorbeer-Meisterelf gehörten zur Olympiaauswahlmannschaft, die 1931 den deutschen Arbeitersport bei der Arbeiter-Olympiade in Wien vertrat: neben Erwin Seeler der Mittelläufer Alwin Springer und der Rechtsaußen August Postler. Sie halfen mit, den zweiten Platz zu erringen. Nach bürgerlichem Sportverständnis wäre das die Silbermedaille gewesen, - nicht so im Arbeitersport.

Ein ehemaliger Arbeitersportfunktionär aus Wien, Franz Mayer, erinnert sich:

»Den Siegern wurde die Hand geschüttelt. Es gab weder Medaillen noch Urkunden, Pokale oder sonstige Siegerehrenzeichen. Es galt der Grundsatz: Die Besten sollen gewinnen; . aber ohne den nationalistischen Charakter der bürgerlichen Olympiaden, ohne Nationalhymnen und Nationenwertungen. Es war eine wirkliche internationale Verbrüderung.«

Keine Chance auch für Profilierungssüchtige. Leistungsdenken fand dort sein Ende, wo Sportler versuchten, sich eine Sonderstellung zu verschaffen. Da hätte einer acht Meter weit springen können oder die 100 Meter in 10,3 Sekunden heruntersprinten, sein Name wäre dennoch in keiner Rekordliste, in keiner Schlagzeile irgendeiner proletarischen Zeitung erschienen. Rekorde und Namen einzelner Athleten hervorzuheben stand in ebenso krassem Widerspruch zur traditionellen Sportethik der Arbeiterbewegung wie das Profitdenken - im bürgerlichen Spitzensport damals bereits gang und gäbe.

Franz Meyer: »Die Arbeitersportler waren Amateure reinsten Wassers. Von den Schuhen bis zur Sportkluft mußten sie alles selbst kaufen, das Geld für Reisen aus der eigenen Tasche bezahlen. Damit ein Arbeitersportler an der Olympiade teilnehmen konnte, mußte er Jahre vorher schon Sparmarken kleben. «

Wer arbeitslos war und die Groschen für die Sparmarken nicht aufbringen konnte, dem half die Solidarität der Genossen. Ansprüche á la 1984 durften Arbeitersportler anno 1931 ohnehin nicht stellen. Gereist wurde grundsätzlich in Bummelzügen 3. Klasse. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, sich über schlechte Unterbringung oder schlechtes Essen zu beschweren. Die Teilnehmer der II. Arbeiter-Olympiade in der damals noch sozialistisch regierten österreichischen Hauptstadt wohnten in Massenquartieren, schliefen in ausgeräumten Schulklassen auf Strohmatratzen, tranken morgens Muckefuck und aßen mittags Eintopf aus der Gulaschkanone - nicht nach Nationen getrennt, sondern in der großen internationalen Gemeinschaft. Und die Organisatoren der Olympiade, darunter Franz Mayer, taten alles, um der Welt ein eindrucksvolles Bild dieser Gemeinschaft zu vermitteln: Tausende von Sportlern aus 23 Ländern marschierten zum Auftakt der Spiele unter dem alten Arbeitersport-Motto »Frisch, frei, stark und treu« in einem vierstündigen Festumzug zum eigens zu diesem Anlaß erbauten Praterstadion. Beim Entzünden des Olympischen Feuers schworen 60.000 Arbeitersportler, »für die Befreiung der Arbeiterklasse zu kämpfen«. Aber so imposant die Zeremonie war - über die Spaltung der Arbeiterbewegung vermochte sie nicht hinwegzutäuschen; denn so wie im politischen Kampf gingen Sozialdemokraten und Kommunisten auch auf Aschenbahnen, Fußballfeldern und Turnplätzen strikt getrennte Wege. Wien sah - von wenigen ohne Wissen ihrer Partei mitgereisten KP-Leuten abgesehen (darunter der Hamburger Fußballer August Postler) - nur die Sportler der sozialdemokratisch orientierten Sozialistischen Arbeitersportinternationale (SASI). Die deutschen Kommunisten hatten Ende der zwanziger Jahre ihren eigenen Verband gegründet: Rotsport. Kontakte zwischen den beiden Arbeitersportorganisationen fanden offiziell nicht statt. Die Kluft war so unüberbrückbar wie der Gegensatz zum bürgerlichen Sport (Kapitalistensport), der seinerseits jede Verbindung mit dem Arbeitersport (Proletensport), gleich ob sozialdemokratisch oder kommunistisch, für seine Mitglieder unter Androhung von Sanktionen streng verbot.

Das Ende beider Arbeitersportverbände kam 1933 für niemanden in Deutschland überraschend. Arbeitersportler, vor allem die im Rotsport, hatten nicht nur gelaufen, geturnt oder Fußball gespielt, sie hatten auch als Kadergruppen im antifaschistischen Kampf die Nazis vielerorts das Fürchten gelehrt.

Und die drei Hamburger in der Olympia-Fußballelf des deutschen Arbeitersports 1931? Erwin Seeler, unbestritten ein Ausnahmesportler wie später sein Sohn Uwe, wechselte noch vor Hitlers Machtübernahme, 1932, ins bürgerliche Fußballager, »spielte fürs Kapital«, sorgte jahrelang für Schlagzeilen in der Sportpresse und gilt heute als die Vaterfigur des HSV (Old Erwin). Seine beiden Teamgefährten haben die NS-Zeit nicht überlebt. Alwin Springer fiel als Soldat im Zweiten Weltkrieg und August Postler, der Kommunist, wurde 1934 von den Nazis im KZ ermordet.

Konkret 08/84, S. 64

Lothar Baier

Reagano-Papismus

Die Gulag-Religion der französischen Intellektuellen hilft der Nation, die ökonomische Krise zu vergessen

Während ich diesen Artikel beginne, höre ich im französischen Radio eine Reportage über eine der größten Demonstrationen, die Paris seit langem erlebt: ein bis zwei Millionen sollen an diesem Sonntag, den 24. Juni 1984, durch Paris defilieren. Was bringt diese Leute aus allen Teilen Frankreichs auf die Beine? Die Arbeitslosigkeit? Die Sparpolitik der Regierung? Nein, die Interessen der katholischen Privatschulen, gesegnet von den Bischöfen und eingerahmt von der rechten Opposition. Eine Woche vorher hat die rechtsradikale Partei »Front National« bei den Europawahlen 11 Prozent der abgegebenen Stimmen bekommen und ist mit der Kommunistischen Partei gleichgezogen. In der Woche dazwischen hat sich bestätigt, was mir vorher als bloßes Gerücht zu Ohren gekommen war: Die Schriftstellerin Katharina de Fries, die 1981 vor der bundesdeutschen Strafverfolgung nach Frankreich geflohen und dort nach Mitterrands Wahl in Gnaden aufgenommen worden war, soll ausgewiesen werden; ein ähnliches Schicksal droht allem Anschein nach den Italienern aus dem Umkreis der »Autonomia operaia«, die nach der Verhaftungswelle vom April 1978 in Frankreich Unterschlupf fanden.

Was ist los in Frankreich? Wie die Schlagzeilen von »Le Monde« und »Libération« gelautet hätten, falls die NPD oder eine »Ausländer-raus« Liste mit zehn Prozent ins Europaparlament eingezogen wäre, kann man sich leicht ausmalen; die Nazis wären auferstanden. Es wäre nun nicht klüger, in die alternative Hysterie zu verfallen und entsetzt auszurufen, daß Frankreich, Land der Aufklärung und des Asyls, den Pfaffen und Faschisten in die Hände gefallen sei. Wer sich allzu heftig wundert, sollte sich als erstes fragen, ob er nicht eher das Debakel seiner Wunschbilder miterlebt als ein Einbrechen der Realität. Frankreich ist schon immer eine beliebte deutsche Projektionsfläche gewesen, und es gibt wohl viele hierzulande, die seit der schönen linken Wahlnacht im Mai 1981 nicht mehr richtig hingeschaut und sich gedacht haben, in diesem Stil sei es auch an den folgenden Werktagen weitergegangen. Der notorisch gutgelaunte Kulturminister Jack Lang mag die Zuschauer zwar immer wieder hinters Licht führen, aber sein mit Regierungsgeldern reichlich gedoptes Kulturleben kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die regierende Linke seit 1981 von einer Wahlniederlage zur anderen getaumelt ist. Ihre 32 Prozent bei der Europawahl gegenüber 43 Prozent für die Rechte (ohne »Front National«) sind keine Überraschung nach ihren vorausgegangenen Verlusten in den Regionen und Kommunen.

Passen einem Wahlergebnisse aus irgendwelchen Gründen gerade in den Kram, neigt man leicht dazu, ihre Bedeutung zu überschätzen und sie nicht als interpretationsbedürftige Resultate eines soziologischen Tests zu betrachten - eines Tests, der im übrigen von über vierzig Prozent der Wähler boykottiert worden ist. An der schweren Niederlage der Sozialisten und Kommunisten gibt es sicher nicht viel zu deuten: Sie haben nicht nur Federn lassen müssen wie alle europäischen Regierungsparteien bei dieser Wahl, sondern sind auch die Opfer ihrer politischen Kurzatmigkeit geworden. Mit der rechten Opposition springen sie um die Wette, immer höher jener süßen Frucht entgegen, die Freiheit heißt - aber auf dieses Spiel versteht sich die Rechte besser, die es gerade geschafft hat, sich zum Champion der »Freien Schulen« zu machen (wie die katholischen Privatschulen in Frankreich heißen) gegen die laizistische staatliche Erziehung. Der »Individualismus« ist zum neuen Lieblingsthema sozialistischer Vordenker geworden, man dreht und wendet und biegt ihn, bis er zur Not ins Parteiprogramm paßt, aber es nützt alles nichts, der »Kollektivismus« klebt an den Sozialisten, wie mit Wasserglas angepappt. 'Wer ist der realistischste im ganzen Land', heißt ein weiteres Gesellschaftsspiel, bei dem es darum geht, alle utopischen Elemente hinauszuwerfen und ohne zu zwinkern dem ins Auge zu blicken, was die Zeitungen als »technologische und ökonomische Herausforderung« bezeichnen. In seinem jüngsten Buch versucht Mitterands Berater Regis Debray eine neue Quadratur des Kreises zu skizzieren, eine »Theorie der Realpolitik«. Facing reality...

Das alles ist natürlich keine Erklärung dafür, daß im Juni 1984 ebensoviele französische Wähler der Liste des rechtsradikalen Ex-Fallschirmjägers Jean-Marie Le Pen ihre Stimme gaben wie der Kommunistischen Partei. Aber es verweist auf den Hintergrund, vor dem der rechtsradikale Aufschwung in einer schärferen Beleuchtung erscheint. Laut Wahlanalyse setzt sich nur ein Drittel der Le Pen-Wähler aus gestandenen Rechtsradikalen zusammen, die unter allen Umständen dem erstbesten rassistischen Trommler nachgelaufen wären; das gibt es überall und ist kein Phänomen des Mitterrand-Frankreich. Zwei Drittel der Stimmen für die »Front National« aber sind Neuerwerbungen aus anderen Lagern, den linken eingeschlossen. Wenn Regierungs- und Oppositionsparteien in »Realismus« wetteifern, kann es da überraschen, daß ihnen Wähler davonlaufen, die nach kräftigerer Nahrung verlangen, als sie von neo-keynesianischen Rechenmeistern geboten wird? »Bei schönem Wetter kann jeder Realist sein«, hat der englische Marxist Eric Hobsbawm geschrieben; nur bei schlechtem Wetter, wie es in Frankreich und anderswo vorherrscht, erträgt nicht mehr jeder den Realismus.

Der klügste Satz, der über die Attraktivität dieser neuen »Nationalen Front« geschrieben worden ist, stand in »Le Monde« zu lesen: »Monsieur Le Pen rehabilitiert das Imaginäre in der Politik. Seine Wähler kümmert es wenig, daß er kein erschöpfendes 'ernsthaftes Programm' hat gemäß den Normen traditioneller Politik, das Entscheidende ist seine Fähigkeit

zu überzeugen, daß zwischen ihnen und ihm die wirtschaftlichen, internationalen und institutionellen Realitäten keine Rolle spielen, daß es zwischen ihren Sehnsüchten und seinem Willen keinen Graben gibt, daß man kann, was man will, selbst das, was niemand auszusprechen wagt.«

Wenn das Angebot imaginärer Lösungen das Erfolgsgeheimnis des Poujadisten Le Pen ist, wird dann die Forderung an die Herrschenden, endlich reinen Wein einzuschenken, nicht fragwürdig? Doch dieser Schluß wäre voreilig. Denn die dem Realismus verschworenen Sozialisten, Kommunisten, Giscardianer und Neo-Gaullisten haben gerade keinen reinen Wein eingeschenkt, sondern das Land mit einer bonbonfarbenen Ketchupsauce übergossen. »Il faut être absolument moderne«, diese damals revolutionär gemeinte Maxime Arthur Rimbauds heißt in der neufranzösischen Version, von Linken wie Rechten gleichermaßen hochgehalten: Konsumiert wie die Amerikaner, produziert wie die Japaner, hoch der Computer, die Mikroelektronik, die Verkabelung und die Weltraumfahrt, nur noch ein bißchen mehr Wachstum, dann wird alles gut. Das erlösende Wachstum - außer dem der Staatsverschuldung - ist nicht in Sicht, dafür mehren sich die Opfer jener Modernität, von der doch das Heil kommen soll.

Bevorstehende Stillegung der Lothringer Montanindustrie, bevorstehende Massenentlassungen in der Automobilindustrie, der größte Hersteller von Werkzeugmaschinen, Creusot-Loire, vor der Pleite. Das erst vor zehn Jahren eingeweihte Stahlwerk Fos bei Marseille, bei dessen in Rekordtempo hochgezogenem Bau an die hundert Arbeiter ums Leben kamen und dessen Modernität zuliebe Tausende von Familien umgesiedelt wurden, ist unrentabel geworden und soll stufenweise auf Null heruntergefahren werden. Und nun sollen die Betroffenen und alle jene, die sich ausrechnen können, daß es auch sie noch trifft, frohgemut ihren Regierenden oder deren Konkurrenten nachlaufen, einer lichten, von Spitzentechnologie gebahnten, Zukunft entgegen. Die Dummen sind also nicht nur unter den Wählern Le Pens zu suchen, der seinen Zuhörern vorgaukelt, er kenne den Weg zurück zu einem Frankreich, wie es einmal war, ohne Ausländer und ohne Arbeitslosigkeit. In der von der Krise mitgenommenen Stadt Marseille haben 20 Prozent für Le Pen gestimmt.

Daß dieser in den fünfziger Jahren von dem rebellischen Kleinhändler Poujade zum Demagogen ausgebildete Indochinakrieger nicht einfach einen gleichmäßig verteilten reaktionären Bodensatz aufwirbelt, zeigen die gewaltigen regionalen Unterschiede in den Stimmergebnissen. In einigen ländlichen Departements des inneren Frankreich hat die »Front National« keine drei Prozent bekommen. Im Pariser Quartier Latin dagegen haben über zehn Prozent für ihn gestimmt, in dem proletarischen 20. Arrondissement waren es 18 Prozent (gegenüber zehn für die KPF). Wie erklärt sich dieses eklatante Gefälle zwischen Metropole und Provinz? Es hat ohne jeden Zweifel damit zu tun, daß die beschworene »Modernität« auf dem flachen Land am wenigsten einer Chimäre gleicht: laut der neuesten Statistik wohnt man in den Dörfern mittlerweile komfortabler als in den Städten, gibt es auf dem Land in Westfrankreich mehr Zweitwagenbesitzer als in Paris. In den Großstädten dagegen klaffen die schönen modernen Reden und die realen Lebensbedingungen eklatant auseinander, dort sind die Ausländer, denen der Rassist Le Pen die Schuld an dem ganzen Unglück in die Schuhe schiebt, keine bloß statistische Größe auf dem Papier, und die »Unsicherheit«, nicht nur von Le Pen, sondern auch den anderen Parteien zur apokalyptischen Vision aufgebläht, bringt seit langem Polizeigewerkschaften und Vereinigungen für die Selbstjustiz auf die Beine. In Lyon - 17 Prozent für Le Pen - haben Kaufleute kurz vor den Wahlen eine Bürgerwehr gegründet, die nachts Streifen in die Geschäftsviertel schickt.

Es wundert nicht, daß eine Protestpartei unter diesen Umständen Stimmen fangen kann, zumal, wenn sich der Protest als intime Kommunion zwischen verwandten Geistern gewissermaßen vor sich selbst verstecken kann: »Les idees que je defends? Les vôtres!«, zu deutsch: 'Ich spreche doch nur aus, was Sie denken!' heißt der Slogan Le Pens, den seine Werbekampagne überall auf die Plakatwände klebte. Trotzdem: wie kommt es, daß ein Mann in Frankreich soviele Stimmen auf sich zieht, der nicht nur chauvinistisch dahertönt, sondern auch aus seinem Rassismus und seinem Antisemitismus keinen Hehl macht? Was die Unzufriedenen in früheren Jahren davon abgehalten hat, der seit 1972 auftretenden »Front National« oder einer anderen rechtsradikalen, Partei die Stimme zu geben, fällt 1984 offenbar kaum mehr ins Gewicht. Gibt es in Frankreich ein Phänomen, das im Reagan-Amerika »decreasing sensitivity« genannt wird, eine nachlassende Sensibilität gegenüber der Diskriminierung von Minderheiten, Ausländern, Andersrassigen, Schwulen? Was hat diese Sensibilität in einer Gesellschaft abstumpfen lassen, die sich selbst durch ihre Medien immer wieder in Erinnerung ruft, daß sie sich 1789 mit der Erklärung der Menschenrechte konstituierte?

Die Intellektuellen Frankreichs in einem Atemzug mit einem Wahlergebnis zu nennen, das klingt einigermaßen verwegen. Es schmeichelt der Selbstüberschätzung der Intellektuellen zwar auch dann noch, wenn sie sich als die wahren Schuldigen geschmäht sehen, weil man ihnen dann immerhin einen Einfluß auf den Lauf der Dinge zutraut; doch jene magische Fähigkeit, die Krise mit Worten »herbeizureden«, wie der entsprechende propagandistische Fachausdruck lautet, besitzen sie nicht. Aber sie können durch die Sprache, die sie in Umlauf bringen, Einfluß darauf nehmen, wie Realitäten wahrgenommen werden. Sie können die Aufmerksamkeit auf bestimmte Ausschnitte lenken und andere dafür im Zwielicht lassen. Vor allem können ihre Sprachoperationen die Sensibilität gegenüber Begriffen verändern: In seiner großen Untersuchung »Die totalitären Sprachen« hat Jean-Pierre Faye gezeigt, wie zum Beispiel zahlreiche Intellektuelle der Weimarer Zeit oft ganz unbewußt dafür gesorgt haben, daß etwa die nach herkömmlichem Verständnis undenkbare

Verbindung von »konservativ« und »revolutionär« in dem Kampfbegriff »konservative Revolution« allmählich akzeptabel wurde; bis hin zur Massenbegeisterung für Hitlers restaurative »deutsche Revolution«.

Zum Einfluß, den die Intellektuellen ganz allgemein als Sprecher und Begriffsmonteure ausüben, kommt in Frankreich noch das große Echo hinzu, das intellektuelle Interventionen durch die in Paris zentralisierten Medien finden. Wenn ein Professor in Konstanz oder ein Schriftsteller in St. Louis/Missouri etwas Aufsehenerregendes herausgefunden hat, so dauert es, wenn es überhaupt so weit kommt, sehr lange, bis die nationale Öffentlichkeit davon erfährt. In der Bundesrepublik oder in den USA ist undenkbar, was in Frankreich jede Woche passiert: Am Freitagabend verfolgt ein Millionenpublikum die Debatten der Intellektuellen, die der Moderator Pivot zu der Fernseh-Sendung »Apostrophes« eingeladen hat, und in den Tagen danach schnellen die Verkaufszahlen der jeweiligen Bücher in die Höhe. Wenn Macht darin besteht, wie Régis Debray in seinem Buch »Voltaire verhaftet man nicht« schreibt, über die Zeit der anderen zu bestimmen, so verfügen die französischen Intellektuellen mit Hilfe der Medien über eine beträchtliche Macht. Da alle Informationen in Paris kanalisiert werden, muß jemand, der seine Botschaft durchbringen will, dort nur den richtigen Einstieg in die Medien finden, und seine Botschaft ist »durch«.

In der Bundesrepublik wie in den USA und anderen Ländern gibt es bekanntlich alte und neue Nazis, die sich in ihren Blättern und Broschüren darüber verständigen, daß die Vernichtung der Juden zu den Mythen des zwanzigsten Jahrhunderts zähle. Jedoch nur in Frankreich haben sie es geschafft, mit ihrer Botschaft die Broschürenkultur zu verlassen und auf die Seiten der seriösen Presse (»Le Monde«) vorzustoßen; wenn die »Auschwitz-Lüge« auch sofort von allen Seiten unter Feuer genommen wurde, so hinterließ das Unternehmen doch dauerhaft Spuren. Nicht nur daß das Sprachrohr der No-Holocaust-Sekte Robert Faurisson in aller Munde war; seine abstrusen Thesen, wie heftig auch immer bestritten, hatten dennoch als Ausdruck einer Tendenz mediales Bürgerrecht erworben, die den Namen »Revisionismus« erhielt. Und »revidiert« wird seither eine ganze Menge; die neonazistische Rede von der Nichtexistenz der Gaskammern erscheint in diesem Kontext nur als vulgärstes Exempel einer diffusen Bewegung, die die Zeitschrift »Débat« 1980, im Jahr von Sartres Tod, treffend als »Inexistentialismus«-bezeichnete.

Was diesen »Inexistentialismus« so brisant macht, ist sein Zusammentreffen mit Erschütterungen, die an die Wurzel der Nachkriegsgesellschaft Frankreichs gehen. Die Résistance, Legitimitätsgrundlage der französischen Politik, ist ins Zwielicht geraten; da hat sich zum Beispiel herausgestellt, daß ein anerkannter Widerstandskämpfer, der Ex-Minister Maurice Papon, gleichzeitig bei der Deportation von Juden nach Auschwitz die Hand im Spiel gehabt hatte; und im Vorfeld des Barbie-Prozesses ist offenkundig geworden, daß sich die miteinander rivalisierenden Fraktionen der Résistance nicht nur bekämpft, sondern auch verraten hatten, an die Gestapo. Da es Anstrengung kostet, sich die Realität einer derart widersprüchlichen Vergangenheit klarzumachen, legt es der Inexistentialismus nahe, die ganze Résistance zum Mythos zu erklären, zur Märchenerzählung historischer Großväter.

Erst jetzt wird in Frankreich deutlich, was mit Sartre verschwunden ist: jemand, der durch seine bloße Existenz die anderen daran hinderte, irgendwas daherzuschwätzen. Niemand hindert einen Andre Glucksmann daran, im Ton diktatorischer Besserwisserei über Krieg und Frieden und die »deutsche Seele« zu schwadronieren und das Ganze im Fernsehen als Philosophie auszugeben. Mit Sartre, so sieht es jetzt aus, ist eine Epoche zu Ende gegangen, in der sich die Intellektuellen selbst Standards setzten, die ihnen dann auch erlaubten, mit Medienschwätzern und Politikern Schlitten zu fahren. Heute kann in der Zeitschrift »L'Infini«, herausgegeben von dem Starintellektuellen Philippe Sollers, ein Aufsatz erscheinen, der an Schwachsinn alles in den Schatten stellt, was ich mir jemals an irgendeiner Theke habe anhören müssen. Unter der Überschrift »Pazifismus, Nazismus & Compagnie« stellt dort ein Wirrkopf namens Laurent Dispot fest, die deutsche Friedensbewegung sei aus dem von Luther geerbten Bedürfnis zu erklären, »dem strengen Vater (i.e., damals, Andropow) zu schmeicheln, indem man sich Liebkind macht, sich in seine Arme zu werfen und auf diese Weise den Verzicht auf jeglichen ödipalen Kampf zu signalisiere« (notabene: an solchen Sätzen läßt sich ablesen, welche Verheerungen die Pariser Freud-Mode angerichtet hat). Den staunenden Lesern wird ein ganz neues Deutschlandbild vorgeführt: die Katholiken Bayerns und des Rheinlands, als einzige damals en bloc Hitler widerstehend, heute eine verfolgte Minderheit; das protestantische Preußen dagegen, Wiege des Nazismus, heute pazifistisch, was für den Autor auf dasselbe hinausläuft, denn: »Luthitler - Hitluther«. Die Katholiken Hitler, Himmler, Goebbels, Barbie - die kann es natürlich gar nicht gegeben haben, denn: »Die katholische Konzeption gibt dem Menschen den Vorrang. « So werden dann Preußen und Russen eins, vereint im »anti-polnischen Rassismus«. Zum Glück gibt es einen über alles thronenden Papst, der erklärt, »daß die solidarische Assoziation nach Art der Gewerkschaft angeboren ist«. Den Autor solcher Zeilen beschäftigt die Tageszeitung »Le Matin« als Experten für deutsche Kultur; auch das französische Fernsehen hat ihn vor der Kamera auf ähnliche Weise delirieren lassen.

»Ein simples, aber vollständiges, verhältnismäßig wirkungsvolles Dogma, der *Reagano*-Papismus, die neue Erleuchtung der westlichen Rechten, hat auf die intellektuellen Bataillone der linken Mitte übergegriffen«, schrieb kürzlich die Zeitschrift »Eléments«. »In den Salons, in denen man früher Madame Binh empfing, die Unterhändlerin Nordvietnams bei

den Pariser Friedensverhandlungen, empfiehlt es sich heute nicht, die Amerikaner oder Wojtyla I. zu kritisieren.« Nun sind es keine Intellektuellen der Linken, die mit dem Ausdruck »Reagano-Papismus« die neueste Stimmung im Westen maliziös, aber treffend kennzeichnen, sondern Intellektuelle der Neuen Rechten: die Zeitschrift »Elements« ist das theoretische Organ der Nouvelle Droite. Sie haben auch gut lachen, da sie mit Sicherheit als Gewinner aus dem ideologischen Machtkampf hervorgehen werden, der in Frankreich, verdeckt von »inexistentialistischen« Delirien ausgefochten wird.

Seit den siebziger Jahren, und verstärkt seit Bestehen der sozialistisch-kommunistischen Regierung, sind ganze intellektuelle Regimenter, »Neue Philosophen« an der Spitze damit beschäftigt, den Kommunisten die kulturelle Hegemonie zu entreißen, die sie nach dem Krieg in den Universitäten, im Schulwesen und im intellektuellen Betrieb ganz allgemein erobert hatten. Den Gaullismus hatte die kommunistische Hegemonie nie gestört; sie sorgte auf ihre Weise für Ordnung in der Kultur. Wenn Glucksmann, Levi und alle ihre Nachbeter auf die Sowjetunion eindreschen und überall Gulags entdecken, sogar im eigenen Land, so meinen sie damit nicht die Sowjetunion oder Osteuropa, was als Realität auch gar nicht interessiert, sondern die Kommunistische Partei Frankreichs. Entgangen ist ihnen dabei nur, daß die kulturellen Bastionen, gegen die sie anstürmen, von den Kommunisten längst aufgegeben sind. Ihre besten intellektuellen Köpfe hat die Partei in den letzten Jahren hinausgeekelt oder sie davonziehen lassen, ohne einen Versuch zu machen, sie zu halten. Jetzt läuft ihr auch das intellektuelle Fußvolk weg; der Beauftragte für die Parteipresse, der Schriftsteller Jacques Frémontier, dessen mittelmäßige Bücher regelmäßig in die DDR exportiert wurden, hat 1984 seinen Übertritt zum rechten Flügel der Giscardianer erklärt. Und das alles geschieht zu einem Zeitpunkt, an dem die Basis der KPF, die industriellen Facharbeiter, von der Krise demoralisiert wird, an dem die traditionellen Hochburgen der Kommunisten reihenweise zusammenbrechen.

Weil die Welt nicht unendlich ist, läuft der Angriff der Intellektuellen nicht, an den geräumten gegnerischen Bastionen vorbei, ins Leere, sondern schlägt selbstzerstörerisch auf sie zurück. Vollauf damit beschäftigt, die französische Öffentlichkeit vor dem westlichen Vorposten des Archipel Gulag, der deutschen Friedensbewegung, zu warnen, lassen die Intellektuellen die Konflikte in ihrer eigenen Gesellschaft links liegen; für die Versuche eines André Gorz, Anworten auf die ökologische Herausforderung und die Zukunftsfrage der Arbeit zu finden, interessiert sich in Frankreich kein Mensch. Die Modernitäts-Ideologie der Regierung trifft nur auf schüchternen Widerspruch, und der Export von Bombern und Raketen in die Dritte Welt wird als französischer Beitrag zur Durchsetzung der Menschenrechte in aller Welt abgesegnet (in seiner elaborierten Form wird man diesen Segen in Pascal Bruckners im Herbst bei Rotbuch erscheinenden Essay »Die Tränen des weißen Mannes« studieren können).

Natürlich sind die Intellektuellen an dem jüngsten Durchbruch des rassistischen Chauvinismus nicht schuld; sie haben die Krise nicht erfunden. Aber sie haben mit ihrer Gulag-Religion und ihrem nach Osten gerichteten Kreuzzugsfuror alles dazu getan, um die Sensibilität gegenüber warnenden Vorzeichen in ihrer eigenen Gesellschaft abstumpfen zu lassen. 1986 wird in Frankreich ein neues Parlament gewählt; wenn nicht ein Wunder geschieht, wird die Linke diese Wahlen haushoch verlieren. Le Pen wird in dem dann herrschenden rechten Block seinen Platz beanspruchen; er hat nicht umsonst mit dem Instinkt des Profi-Politikers dreißig Jahre lang auf seine Stunde gewartet. Eine ausgearbeitete Doktrin liegt für diesen Fall bereit, intelligenter als der »Reagano-Papismus« und moderner als der ländliche Katholizismus, der sich zur Zeit auf der Straße zeigt: die Nouvelle Droite. Auf das Erschrecken über den Erfolg der »Front National« bei der Europawahl kann ein grausameres Erwachen folgen. Daß die französischen Eierköpfe dann lange Gesichter bekommen, diese Aussicht wäre nur für Masochisten ein Trost.

Konkret 08/84, S. 67

Wolfgang Schneider

Neue Philosophie - Modell `58

Der Schweizer Karl Jaspers segnete 1958 die NATO-Strategie der Abschreckung philosophisch ab: »Die Atombombe und die Zukunft des Menschen«. André Glucksmann brachte das Buch jetzt auf die Höhe des herrschenden Zynismus

Für Regis Debray, den ehemaligen Mitstreiter Che Guevaras, langjährigen Gefangenen der bolivianischen Junta und jetzigen Berater Mitterrands, geht es (»Die Macht und die Träume«) um die Rehabilitierung 'westlicher Werte'.

Pascal Bruckner, Co-Autor des Szene-Lutschers »Die neue Liebesunordnung«, möchte in seinem neuen Buch »Das Schluchzen des weißen Mannes« Westeuropäern und US-Amerikanern das schlechte Gewissen gegenüber der Dritten Welt nehmen. Gemeinsam mit anderen französischen Intellektuellen forderte er Mitterrand auf, im Tschad zu intervenieren. Die sandinistische Regierung Nicaraguas ist für ihn nur der »neueste Fall in einer Kette« von Regimes, »die man nicht zulassen kann«.

Augenscheinlich zu vertrottelt ist Fernando Arrabal, als daß es sich lohnte, auf sein Pamphlet gegen Castros Kuba einzugehen (»taz« vom 7.4.84). Auch in Westdeutschland denkt es mittlerweile heftig in Sachen Abendland. Gunnar Heinson, Hochschullehrer im roten(?) Bremen, träumt in der »taz« vom 9.6,84 von einer »Pax americana«, in der (Pax romana!) »die andere Seite in der Rolle der Parther des persischen Hochlands zurechtgestutzt wäre«.

Buntester, lautester und zynischster Vogel in dieser Intellektuellen-Voliére ist und bleibt André Glucksmann, Flaneur des »Schreckens ohne Ende aber nicht ohne Reiz«. In seiner »Philosophie der Abschreckung« verkündet er das »Evangelium der Bombe«, mal als monologisierende Rakete (»Bei meiner Raketenehre«), mal als philosophierende Nuklearstrategie.

Das klingt wie der letzte Schrei. Tatsächlich hat Glucksmann nur einen Klassiker nachkriegskonservativer Totalitarismus-Theorien neu geschrieben: Karl Jaspers »Die Atombombe und die Zukunft der Menschen« enthält bereits das nahezu komplette Programm der »Philosophie der Abschreckung«. Philosophische Eigenleistung Glucksmanns ist lediglich sein Zynismus.

Einig sind sich die beiden Philosophen darin, daß erst die Bombe dem »Menschen der Neuzeit« ermöglicht hat, mal wieder gründlich zu philosophieren. Denn endlich konfrontiert uns wieder etwas mit der Frage nach unserem, so Jaspers, »woher und wohin«. Auch Glucksmann macht diese »neue Erfahrung«: »Die Bombe konfrontiert mich mit mir selber.« »Wer bin ich, ich, der ich über eine Waffe verfüge(?), die über mich verfügt?«

Beide setzen auf die »aufklärerische Potenz« der Atomwaffen. Jaspers: »Die totale Bedrohung erzeugt die totale Rettung.« Glucksmann (als Rakete): »Seht in mir das außergewöhnliche Heilmittel einer heillosen Situation oder die Vernunft einer unvernünftigen Zeit.«

Um plausibel zu machen, daß es die Atombombe geben muß, braucht es freilich gewisser anthropologischer Konstanten: Jaspers nennt die »Wildheit, die Abenteuerlust, das Rauben und Vergewaltigen«. Glucksmann behauptet als »ursprüngliche Natur des Menschen: »die kriegerischen Triebe« und zählt die Konsequenzen »innerer Bösartigkeit« auf: »Diebstahl, Vergewaltigung und Mord«.

Ist aber der Mensch der alte geblieben, so werden, im Fall einer nuklearen Katastrophe, auch seine Qualen qualitativ nicht neu sein: »Die Weisen des Todes und des Invalidewerdens sind heute wie von jeher als Leiden mannigfach... Der Unterschied ist ein quantitativer .. « (Jaspers). »Uns droht der Verkehrstod und der Atomtod. Na wenn schon. ... in dem einen Fall ereilt er uns schön der Reihe nach... im anderen Fall alle gemeinsam« (Glucksmann).

Also warum das Geschrei? Wo sich schließlich durch den Einsatz von Atomwaffen Schlimmeres verhüten läßt? Jaspers: »Entweder totalitäre Herrschaft oder Atombombe«. »Zukunft in Freiheit oder Tod im Totalitären.« Glucksmann: »Hie atomar verflüssigtes Universum, hie weltweites KZ.« »Entweder die Gewißheit des Gulags oder das Risiko der nuklearen Verwüstung.«

»Reich des Bösen«, dem zu wehren Nuklearwaffen nötig sind, ist - 1984 wie 1958 - die UdSSR. »Das totalitäre Rußland will nur *eine* Weltordnung, die Welteroberung ist mit dem Ziel der Universallösung totaler Herrschaft.« In einer solchen Welt wäre »das bloße Leben als solches... eine künstliche Entsetzlichkeit totalen Verzehrtwerdens« (Jaspers). »Die UdSSR interveniert, unterdrückt, mordet, breitet ihre Diktatur über alle Kontinente aus« (Glucksmann). Für ihn steht fest, daß die »freien Menschen im Westen und die Sklaven im Osten leben«. Jaspers: »Der Amerikaner kämpft nur mit den Hindernissen der Natur. Der Russe dagegen mehr mit den Menschen... Der Amerikaner erwirbt seine Eroberungen meist mit dem Pfluge und der Russe.. mit dem Schwert seiner Kriegen« Die Folge: Amerika »wird grenzenlos nachgiebig gegen Diktaturen und Wüstenkönigen«. Klar, daß damit Europa als Bollwerk gegen den Bolschewismus besonders gefordert ist; denn: »Europa hat die Freiheitsidee in der Wurzel« (Jaspers) und »atmet« (Glucksmann) »den Geist antiimperialer Subversion«.

Soweit sind sie ein Kopf und ein Arsch, unsere beiden Denker. Weil aber der Käufer des 84er Modells einer Ware schon einige Extras verlangen kann, an die sein 58er Vorgänger noch nicht denken konnte, riskiert Glucksmann einen Alleingang wenigstens in puncto Neo-Kolonialismus: Forderte Jaspers noch »die Umkehr des kolonialen Gedankens in sein Gegenteil, ... in die Gesinnung, das Dasein der andern ihrer eigenen Verantwortung zu überlassen«, ist Glucksmann schon 25 Jahre weiter und macht sich stark für eine neue Politik mit Fallschirmjägern und Luftlandetruppen: »Welcher plötzliche Meinungsumschwung macht die bewaffnete Okkupation entlegener Weltregionen schlagartig so unerträglich?« fragt er und beklagt, daß die Franzosen nicht bereit waren, »für ein von Arbeiterstreiks geschütteltes Gdansk auch nur den Finger (am Abzug?) zu krümmen«.

Für Jaspers hört der Mensch in der Diktatur auf, Mensch zu sein »zugunsten eines funktionalisierten Daseins existenzlos sich wiederholenden Lebens«. Für Glucksmann sind nicht nur die UdSSR, sondern auch Vietnam, Kuba und Nicaragua »KZ-Monstren«. Wäre da nicht die flächendeckende Bombardierung dieser Staaten eine moralische Pflicht? Glucksmann hütet sich, dies auszusprechen. Und da schließlich auch »ein Krieg mit der Sowjetunion noch lange kein Geschenk des Himmels ist«, empfiehlt er, sich zunächst mal des - möglicherweise kurzen - Lebens zu freuen: »Verehrte Friedensfreunde, spürt ihr nicht hinter der technologischen Maske unserer neuen Totentänze den Zauber einer uralten politischen Wahrheit: Freut euch des Lebens, solange das Lämpchen glüht / Pflücket die Rose, eh sie verblüht ... *« »Stellen* Sie sich vor, jeder Tag könnte in Ihrem Leben der letzte sein, und die Augenblicke, die Sie nicht erwarten, werden umso schöner sein.« Erst die Atombombe macht das Leben lebenswert, erst das »Gemeinschaftserlebnis der großen Gefahr« schafft die »Gelegenheit zu einer einweihenden weil letztmöglichen Zärtlichkeit« - weshalb Glucksmanns zynische Handreichung in der Proklamation »eines neuen nuklearen Hedonismus« gipfelt.

Wer's dennoch »philosophisch« mag, lese die Schriften von Günter Anders, der beispielsweise in seiner Kritik des Jaspers-Buches bereits 1959 den Schmock des Jahres 1984 miterledigte. Sein Plädoyer ist, 20 Jahre alt, aktueller denn je: »Genieren wir uns nicht. Seien wir unmodern. Sprechen wir über Kapitalismus.«

Konkret 08/84, S. 72

Esther Koppel, Rolf Uesseler

ITALIANONO

In Umbrien üben Zugereiste aus der BRD das Landkommune Leben. Esther Koppel und Rolf Uesseler sahen sich das Elend an

Der Weg nach »Utopiaggia« ist beschwerlich. In jeder Hinsicht. Das Ziel der Träume einer etwa 50 Personen starken Gruppe von BRD-Bürgern liegt zwischen Rom und Florenz in einem recht abgeschiedenen Winkel der mittelalterlichen Region Umbrien «

Der Weg nach »Utopiaggia« ist lang. Auch das in vieler Hinsicht. Viele Jahre lang wurde das Projekt geträumt und geplant, seit zwei Jahren versucht man, es Realität werden zu lassen - und wie lange es noch dauern wird, bis es »steht« oder »fällt«, steht weniger in den Köpfen der »Utopiaggianer« als vielmehr im klaren und sternenreichen umbrischen Himmel geschrieben.

Echt »umbrisch« ist es hier. Nicht umsonst nennt sich diese Region in den Urlauber-Werbe-Prospekten das »grüne Herz Italiens«. Abwechslungsreich ist die Landschaft, kulturschwanger noch dazu: Die mittelalterlichen Städtchen waren die Wiege ebensolcher Kondottieri wie Heiliger, Päpste und Papstmörder, Maler und Kirchenbauer.

Nur reich ist Umbrien nicht, war es nie. Der Boden ist schwer bebaubar, teilweise karg, und in den Jahrhunderten widmete man sich immer weniger der Landwirtschaft und wandte sich in steigendem Maße dem Handwerk zu. In den Nachkriegsjahren setzte die Landflucht dann besonders massiv ein: Das Land ist nicht dafür geeignet, genügend Rendite unter EG-Diktat abzuwerfen. Die verbliebenen Bauern in dieser seit '45 links regierten Region sind heute in Kooperativen und Genossenschaften organisiert und zum größten Teil auf Markenprodukte spezialisiert: entweder auf die Herstellung von besonders reinem und geschmacksintensivem Olivenöl oder von erdig schmeckendem aber sehr frischem Weißwein.

»Utopiaggia« ist extrem abwechslungsreich - eine Augenfreude, ein Bauernleid. Etwa 30 der insgesamt 90 ha sind Wald. Nutzholz gibt es hier allerdings nur wenig, auch Brennholz ist nicht unbegrenzt vorhanden. Weitere 30 ha sind Weideland, aber die Höhenunterschiede sind groß. Dazwischen, niedlich verstreut, das Ackerland. 30 Hektar Ackerland sind nicht wenig, damit konnte sich eine kleine Bauernfamilie mit mamma, papa und bambini ernähren, aber ob es für eine Gruppe mit etwa 30 Erwachsenen und 15 Kindern ausreicht, ist noch ungewiß. Zweifelhaft wird das Unterfangen, wenn man bedenkt, daß kaum jemand aus der Gruppe landwirtschaftliche Erfahrungen mitbringt. Der Großteil kommt aus sozialen Berufen (Sozialhelfer, Lehrer, Soziologen, Pädagogen) aber auch einige »Stadtnomaden«, »Naturfreaks« und »Alternativunternehmer« sind dabei. Seit Ende 1980 treffen sie sich regelmäßig, um ihre gemeinsame Zukunft zu bereden und zu realisieren: »Weit entfernt von der erstickenden Enge der Städte und einer Gesellschaft, in der eine große Koalition aus Technokraten und ängstlicher Mehrheit regiert«, wie sie sagen.

In einer der Broschüren, die die Gruppe herausgegeben hat, um für finanzstarke Förderer des Projekts zu werben - etwas überschwenglich nannte man es am Anfang noch »La dolce vita« - heißt es: »Eines unserer Prinzipien heißt Selbstversorgung, vor allem mit landwirtschaftlichen Produkten... Alle sollen sich einen bestimmten Teil ihrer Zeit mit Selbstversorgung beschäftigen. Wir wollen gut essen und trinken und natürlich im Einklang mit der Natur dabei bleiben.«

An Selbstversorgung, aber auch an gutem Essen und Trinken fehlt es bisher. Relativ optimistisch wird gesagt, daß man heute etwa ein Viertel des Lebensmittelbedarfes aus der eigenen Produktion decken kann. Fleisch fehlt, denn vorerst grunzen nur drei Schweine im kleinen Stall. Wein wird zwar angebaut, aber er ist - so Selbstdarstellung - schlecht trinkbar. Und so verwundern auch die vielen (leeren) Bierflaschen nicht, die überall herumstehen.

Bisher hat man zwei Gemüsegärten angelegt. Aber da der Boden nicht gerade vor Fruchtbarkeit strotzt, haben die drei Frauen, die die Gärten bestellen, ziemlich zu kämpfen. Kartoffeln wachsen schon, auch Karotten und Zwiebeln, sogar in Italien eher unbekannte Kräuter wie Dill. Und so fährt man eben einmal die Woche im grünen Mercedes mit Frankfurter Nummer oder einem anderen der vierrädrigen Wohlstandserbstücke zum Großmarkt in die Regionalhauptstadt Perugia und kauft dort neben Nudeln und Reis auch das Gemüse und Obst ein, das »noch fehlt«.

Das Geld dafür stammt aus einer Gemeinschaftskasse, die gemeinschaftlich verwaltet wird und in die jeder zwischen 500.- und 600.- DM monatlich einzahlen soll. Doch nicht jedes »Mitglied der Gemeinschaft« bringt diesen Mindestbetrag zum spartanischen Überleben auf. Einige gehen ab und zu in die Bundesrepublik zurück, um dort für ein paar Wochen oder Monate zu jobben, andere sprechen von Rücklagen, die man in den letzten Jahren machen konnte, wieder andere von der Hilfe seitens Eltern, Verwandten oder Freunden. Der nichtzahlende Rest ist Schweigen.

Doch wie es einmal besser werden soll, dafür gibt es Pläne: Neben der Selbstversorgung mit landwirtschaftlichen Produkten, die man inzwischen schon auf 40 bis 50 Prozent gesenkt hat, will man sich »edleren Produkten« widmen wie Wein, Wolle, Kräuter, Pilze, Oliven, eventuell Brot. Aus ihrem Erlös soll ein Teil des Lebensunterhaltes bestritten werden, dessen Kosten heute noch mit harten D-Mark aus der BRD beglichen werden.

Doch Steuerprobleme plagen die »Utopiaggianer« schon heute: Sie hatten vor, auf ihrem Land Workshops für Massage, Atemtechnik, vielleicht auch Literatur und Musik einzurichten, aber schon jetzt tauchen immer wieder die italienischen »Ordnungshüter«auf, die »illegalen Hotelbetrieb« wittern, wenn immer wieder »neue Gesichter« auftauchen und sich auf dem Gelände in Zelten oder Wohnwagen niederlassen. Vielleicht hoffte man in Umbrien, der »menschenfeindlichen« deutschen Bürokratie entgehen zu können: Tatsächlich hat sie die »Blonden aus dem Norden« ganz schnell wieder eingeholt (und daß die italienische Bürokratie hinter der deutschen in nichts zurücksteht, nur für Fremde noch undurchsichtiger und bedrückender erscheint, erscheinen muß, war eine Erfahrung, die die Zuwanderer vom ersten Tag an machen mußten).

»Wir haben schon einsehen müssen, daß die italienische Sonne ganz anders scheint, wenn man unter ihr arbeitet, als wenn man in ihr am Strand liegt«, heißt es im Editorial der ersten Nummer von »Utopiaggia«, einer Hauszeitung, die dazu beitragen soll, »daß wir verstehen, was wir hier machen und wie wir miteinander umgehen«.

Überhaupt hat man mit dem Klima bisher eher unangenehme Erfahrungen gemacht. Im Juni ist es vielen schon zu heiß. Aber die Hitze nimmt man in Kauf, vor allem, wenn man sich den kalten Winter und den verregneten Frühling vor Augen hält, wo man zusammengepfercht in den sechzehn Zimmern des Gutshauses hockte. Dieses zweistöckige heruntergekommene Gutshaus ist praktisch nicht beheizbar. Es zieht durch Türen und Fenster. Lebenswichtig ist für die Bewohner - so Hauszeitung - also die »Wärmespeicherung und die Erhaltung der Wärme«, die man möglichst mit gesundheitsfreundlichem Kork erreichen will. Nun ist Kork in Umbrien sehr teuer, viel teurer als etwa Glaswolle, und Geld ist eben in »Utopiaggia« die größte Mangelware. Wie überall in italienischen Bauernhäusern liegt der Wärmemittelpunkt am Kamin in der Wohnküche. Aber wenn diese Quelle vielleicht für eine mehrköpfige Bauernfamilie ausreichend war, ist sie es sicherlich nicht für 30 Personen einer Landkommune. So flüchtete man vor der »deutschen Depression« nach Umbrien - aber wenn es bitterkalt und feucht ist, machen sich eben auch hier Depressionen breit.

Im Herbst wird dann wieder das Wasserproblem auftauchen, obwohl sich, so der Öko-Architekt, der mit zur Gruppe gehört, »gerade im dezentralen Versorgungssystem die Naturkräfte, zur Wassergewinnung und - rückgewinnung besonders gut aktivieren lassen«. Die ersten Anfänge sind auch gemacht: Die Kläranlage funktioniert zwar noch nicht so richtig, wurde aber zumindest in Angriff genommen, und auch mit dem Bau eines Humusklos wurde begonnen - aber leider mußte diese wichtige Etappe in der »Ökologisierung« von »Utopiaggia« wegen mangelnden Konsenses abgebrochen werden: und Konsens steht ganz obenan. »Bisher fand sich immer eine Lösung für alle. Das heißt, daß auch die übliche Selbstverarschung linker Gruppen, die besagt, daß das Kollektiv immer recht hat, bei uns nicht funktioniert. Es gibt ein Vetorecht, mit dem jeder einzelne die Entscheidungen der Gruppe vorläufig stoppen kann - solange bis ein Konsens gefunden wird.« Und um den wird in Sachen Humusklo noch gerungen!

Die 90 Hektar sind eine durch und durch deutsche Enklave. Das reicht vom Filterkaffee über deutsches Puddingpulver bis zu Dillsamen. Das geht vom Mißtrauen gegenüber italienischen Ärzten (»Wenn mal wirklich etwas ist, fährt man lieber nach Deutschland«, heißt es und »Die italienischen Zahnärzte sollen miserabel sein«) bis zur mehr oder weniger konsequenten Ablehnung der italienischen Kindergärten und Schulen für den Nachwuchs. So betont eine Frau zum Beispiel, sie wolle ihren siebenjährigen Sohn noch nicht einschulen lassen, da er für den Schulstreß zu klein sei. Daß schon das Wort »Schulstreß« in Italien absolut unbekannt ist, daß seit vielen Jahren die Schulnoten abgeschafft und durch »Beurteilungen« ersetzt wurden, die »nicht nur den Leistungen, sondern dem ganzen Kind gerecht werden sollen«, daß in den fünf Jahren der Grundschule Sitzenbleiben praktisch gesetzlich verboten ist, weiß sie bisher noch nicht.

»Wir denken an den Aufbau eines kulturellen Bezugspunktes für die nähere Umgebung auf dem Gelände, der für unsere Nachbarn bis hin zur Uni-Szene von Perugia interessant sein und Verbindungen zu politischen und kulturellen Einrichtungen in der Region herstellen soll«, heißt es auf »Utopiaggia«. Bisher sind aber die Kontakte zu den Nachbarn und zur Dorfbevölkerung spärlich. Ein sechs Kilometer entferntes 120-Seelen-Nest ist bisher der einzige Anlaufpunkt, der Rest scheint noch »off limits« zu sein, sieht man von gelegentlichen und meist unfreiwilligen Besuchen bei Behörden einmal ab.

Der einzige ständige Kontakt besteht bisher zu den »Bullen«, den Carabinieri, die immer wieder auf dem Hof 'rumschnüffeln und sich fragen, wie und wovon die Deutschen hier eigentlich leben wollen, die »Unlauteres« wenn nicht sogar »Illegales« vermuten. Man machte die ersten, recht frustrierenden Erfahrungen mit den Behörden im Dorf, in Perugia und in Rom und versuchte schließlich, bei den italienischen Gewerkschaften und bei den Genossenschaftsverbänden Unterstützung oder zumindest ein »gutes Wort« zu ergattern.

Mit dem »Austausch« zwischen Einheimischen und Kolonisten hapert es sowohl auf kultureller wie auf menschlicher Ebene. Vielleicht ist es auch unter den gegebenen Umständen nicht verwunderlich, denn die »Außenkontakte« liegen in den Händen eines »Diplomatischen Corps« (»Das hat sich nach und nach so ergeben ... «). Aber vielleicht besteht noch ein anderer, viel simplerer Grund für die mangelnde Integration: Erst jetzt scheinen viele festgestellt zu haben, wie eng sie eigentlich wirklich mit der BRD, mit all dem verbunden sind, was sie an der »Heimat« doch so hassen: »Die deutsche Gründlichkeit, mit der die Reformfraktion alle Hoffnungen auf die Veränderbarkeit der bundesdeutschen Grundordnung

zugrunde richtet; eine Ökologie-, Friedens- oder Alternativbewegung, die sich unabwendbar immer dann zu spalten scheint, wenn sie auch nur den Zipfel einer Chance bekommt, es einmal anders zu machen.« Und weiter heißt es in ihren Selbstdarstellungen: »Vor allen Dingen sind wir in Umbrien davor gefeit, uns individuell und mit schlechtem Gewissen - wie derzeit viele - vor dem drohenden Untergang noch schnell in ein luxuriöses Finale zu stürzen. Wir haben Besseres vor: In sicherer Entfernung ,von der deutschen Depression, von linker Dogmenwirtschaft und gestylter Dekadenz probieren wir wieder einmal etwas Neues aus. Der Versuch einer besseren Zukunft, in dem auch der Augenblick und der Spaß daran nicht zu kurz kommen.«

Die Zukunft von »Utopiaggia« - davon ist man hier überzeugt - liegt in den eigenen Händen und Köpfen, aber auch - und das negiert man nicht - in den Brieftaschen der potentiellen Förderer. Wenn allerdings der Mann aus dem nahegelegenen umbrischen Dorf meint, zum Überleben müßten die »Utopiaggianer« auf dieser Erde arbeiten, arbeiten, arbeiten..., so sehen die Neokolonisten dies so: »Woran der Mann mit dem guten Instinkt und den schlechten Manieren mangels Erfahrung mit kommunitären Großprojekten allerdings jetzt noch nicht denkt, darüber machen wir uns trotzdem Gedanken - auch ohne seine cholerischen Anfragen - und wir tun es täglich. Wir zerbrechen uns die Köpfe darüber, wie wir die individuellen Augenblicksinteressen und unsere unterschiedlichen Lebensentwürfe so arrangieren, daß die Reibungsfläche mit dem jeweils anderen möglichst gering und die Aussichten auf die eigene Selbstverwirklichung möglichst groß und kompakt bleiben. Kurz, wir denken darüber nach, wie wir's miteinander aushalten sollen.«

Ist dies nun Ausdruck beschränkter oder hilfloser Arroganz?

Konkret 08/84, S. 72

Horst Tomayer

BRRDEUTSCH

Auf einer Burg bei Heilbronn sammelte Rudolf Bahro seine Kommune-Schäfchen um sich. Horst Tomayer war auch dabei

»Kommune wagen! Wir bauen darauf, die Kommuneorganisation ist anthropologisch günstig bzw. im Vergleich mit anderen Ordnungen der menschlichen Naturgemäß, indem sie sowohl die neurotisierende Kleinfamilie als auch die entfremdete Großorganisation vermeidet... Die Kommune ist die soziale Grundform für eine neue haushälterische Lebensweise. Ihr Zweck ist nicht die Produktion von Existenzmitteln - sei sie nun agrarischer oder industrieller Art - finde sie auf dem Land oder in der Stadt Platz -, sondern Reproduktion der kommunitären Gemeinschaft... Vor bald anderthalb Jahrtausenden haben die Benediktiner der neuen aus dem Zusammenbruch der Antike hervorgehenden abendländischen Kultur nicht nur einen sehr bedeutenden Impuls gegeben, der auf seinem Höhepunkt bis zu dreißig Prozent der Bevölkerung erreichte. Sie haben vor allem auf meditativer Grundlage - daher 'ora' (zuerst) et labora - von der die gesamtgesellschaftliche Ausstrahlung ihrer Praxis abhing, die kulturelle Synthese der damals aktuellen neuen Ordnung verbürgt... Wir brauchen ein neues Bendediktinertum... Dieses neue Bendediktinertum wird sich in mindestens zwei Punkten vom alten unterscheiden, die beide den Bruch mit den Grundlagen des Patriarchats betreffen. Die spirituelle Kultur wird nicht an die repressive monotheistische Gottesvorstellung anknüpfen, die dem orientalischen Despotismus entstammt, und auf hierarchische Kirche hin angelegt ist. Die soziale Organisation wird nicht an die Geschlechtertrennung und Sexualunterdrückung anknüpfen, die dem nahöstlichen wie hellenischen Ursprung des Christentums entsprach... 'Gott' wird für beide Geschlechter weiblich und männlich zugleich, wird in der einen Hinsicht mehr das eine, in der andern mehr das andere sein. Das kommunitäre Leben wird sich auf das natürliche Gleichgewicht zwischen Separation und Kommunikation der Geschlechtergründen und der ungehemmten Entfaltung von Sinnlichkeit und Sexualität Raum geben ... «

Also sprach im Juni '83 auf der Bundesdelegiertenversammlung der Grünen Rudolf Bahro. Es gibt einen Typus des weisen Weltveränderers, der außer Denken nichts gelernt hat. Und so kommts, daß so ein Denkmodelltischler without ohne einen Span Holz die hiesige Jugendarbeitslosigkeit in alternativen LPG's auffangen will.

»Für den Anfang kommt es nur darauf an«, heißt es in Rudolfs zehntem Gebot, »daß sich Initiator(innen) finden, die ihren persönlichen Entschluß fassen, mit der Vorbereitung ihrer selbst und eines Projekts beginnen und einen Kreis von Mitstrebenden um sich sammeln. Wenn nicht jetzt, wann wäre die Zeit reif?«

Zeit für den Hecht vorn Thesenturm ins Praxisbecken.

Also nix wie hin, auf die Burg Stettenfels bei Heilbronn im Neckarland.

Ich hätte auf der Burg unterkommen können, aber im Logierprospekt war viel von Laken-mitbringen die Rede und Kochgeschirr-nicht-vergessen, und wenn man sich nun mal alt fühlt für's Zelt oder die Mehrmannschnarchkabine - jedenfalls, ich quartierte mich am Fuße des Schloßbergs in einer billigen Pension ein und erkundigte mich auch gleich nach dem Ersten Wirtshaus am Platze, denn es heißt viel auf der Welt, nur nicht »Kommune kocht gut! «

Am Freitagabend, der 22. Juni wars, und man hatte schon einen Tag getagt, bin ich den Stettenfels hinangestiegen. Droben bin ich dann gleich ins Büro der Kongreß-Reception und hab guten Willens wie starken Interesses wegen den 130 Seiten dicken »Kommune-Reader« erworben. Ob ich mich eintragen wolle ins Gemein-Aufgaben-Buch. Von mir aus, Küche, bitte.

War ich also für Samstagmittag HiWi am Herd. Ich bin dann stantepede über das herrlich feudale Gelände geschlendert Und hab mal hier mal da bei den Leuten, an die zweihundert waren wohl da, ein freundliches »Grüßgott!« fallen lassen. Echo war recht mager, merkte ich gleich, gute Laune - steht nicht auf dem Tagungsprogramm.

Als es dunkelte, wurde es dann im Schloßhof, den ein artiger Brunnen ziert, furchtbar laut. So Trommelmusik, mordsmonoton, dumpf, autistisch. Da wars für mich Zeit zum »Ochsen« unten im Dorf, ein bürgerlich Mahl einzunehmen und dazu einen Schoppen aus der Anbaunachbarschaft von Untergruppenbach. Der »Kommune-Reader« war auch dabei, mei, schön, auf dem Umschlag (alles Recycling) eine Art Burg-Dorf, ein Mauergeviert mit Türmchen drauf und Kuppeln und Windmühlen und Stromrotoren, hej, und sogar eine Fernsehantenne, und die Mauerlauffläche nix wie Kleingärten. Und erst innen drinnen, im Reader, »die Elemente der Kommunekultur«, Baghwan, die »sinnliche Übersinnlichkeit der 'Bauhütte'«, Mönchsregeln - und ein schönes Stück vom Professor von Gizycki, dem Namensgeber der »domistischen Kultur«, welche aber nicht sein kann »flächendekkend-gleichzeitig«, weil »nicht staatlich verordnet von den Machthabern inszenierter Kulturrevolution«, sondern die sei »von fraternitärem Gemeinwesen« her, »herrschaftsfreie« Kiste nämlich, welche »politisch die basisdemokratische Selbstverwaltung mit herrschaftsfreien Führungsstrukturen« garantiert, »ökonomisch an genossenschaftlich aufgebautem Gemeinwesen vom Typ des Kibbuz orientiert« sowie »sozial und

kulturell einen praktischen Humanismus in allen Lebensbereichen verwirklicht, der hauptsächlich unserer Kreativität und unserer Liebesfähigkeit in neugestalteten fraternitären Beziehungen volle Entwicklungsmöglichkeit bietet«. Düüdlüdlüü!

Mir war der Proff schon nachmittags aufgefallen, wie er in seinem Strickjäckchen und dem Pfeifentäschchen unterm Arm und, getrieben von der Gewißheit einer mittelprächtigen Dotation der Gesamthochschule Kassel, übers Schloßgelände fraternierte. Liebesfähig wie nur einer haute er dann abends, als ich ihn ein bißchen ausfragen wollte, meinem Cassettenrecorder einen aufs Mikro. Ja, die Domisten.

Ganz anders da eine liebe evangelisch-lutherische Gemeindeschwester aus dem sachlichen Westberlin, die mich dann später (Siehst Du den Mond über Heilbronn, Schwester ...) ins Dorf hinunterbegleitete. Aber vorher half ich einer Kommunardin, die Pinn-Dienst am Schwarzen Brett tat, beim Aushang des Samstag-Programms. Was wollnwa lang reden auf dem Marsch Richtung Eden (und alles sollte beginnen um 15 Uhr): -

Kindererziehung in der Kommune (auf der Wiese) -

Kommune in der Stadt (Raum Rittersaal) - Kommune als Ort gelebter Spiritualität (Musikraum) -

Gewaltfreiheit als Grundprinzip von Kommunen (Wiese bei Kochzelt) -

Kommune und Veränderung der Sexualität (Wiese) -

Ökologie? Wieweit bieten Kommunen die Möglichkeit, technologische Alternativen zu finden (Wiese vor den Steinstufen) -

Therapie und Politik - Der Beitrag der Kommunen zu einer Veränderung der »Politiker« - Therapie statt Politik (an den Steinpicknicktischen) -

Kommune und gesellschaftliche Utopie (Raum Meditationsraum) -

Sexualität und Spiritualität - beide gemeinsam verändern (Wiese beim Kochzelt) -

Macht-Hierarchie-Charisma in der Kommune - wie damit umgehen (Wiese vorne)

Am Samstag vormittags schiffte es dann, was die Wolken ließen, und ich wagte erst gegen Mittag den Aufstieg zur Burg. Auf der Zeltwiese, wo ein paar erstaunlich freundlichwitzige Leute Bananenreis und Gemüse zubereiteten, berichtete eine Kollegin von schrillen Geschehnissen beim gerade amtierenden Plenum. Ich sogleich hin.

Herrjeh, was ein benediktinisches Babylon. Und wiedermal im Mittelpunkt des Zentrums vom Schwarzen der Zwölf: Die Nürnberger Indianer-Kommune, die Zecke in Fell und Fleisch der Grünen. Fünfzehn Leute stark nur (darunter Kinder und Jugendliche), traktieren sie die Grünen seit fünf Jahren mit Forderungen satt: Ausrottung der Schulpflicht, freies Ficken ohne Altersschranken, totale Freizügigkeit. Das geht so doch ganz anders Sozialisierten wie Hermann Meer und Rudolf Bahro gegen den Benediktiner-Strich.

Und dann erzählt der Uli Reschke, der Oberindianer, daß er auch psychiatrisiert worden sei, und einer fängt plötzlich an zu heulen und klappt zusammen und schluchzt: »Ich kann nicht mehr, warum macht ihr euch so fertich, ich kann nicht mehr, warum macht ihr euch so fertich«, und sofort ist eine Einheit von zwei, drei, vier Streichlern da, die begütigen den Verzweifelten, und dann sagt einer, »Also ich fänds jetzt sehr gut, wenn wir alle diese Situation mal so einfühlen würden, daß wir mal eine Minute schweigen«, und der Mann schluchzt weiter, aber das Plenum hält inne, und dann ruft jemand nach Hermann Meer, der soll sich mal erklären, und der kommt und erklärt sich, stellt Euch mal vor, der Uli hat seinen kindlichen Schutzbefohlenen zehn Mark geboten, wenn sie Leute an den Haaren reißen oder mit dem Messer bedrohen, und das wär übelste Verführung von Kindern, hier wär Schluß, und da schreit der Uli R. »Zehn Mark, wer dem eine in die Fresse haut«, und ein anderer plärrt »Mach das doch selber«, und Hermann Meer sagt noch, er hätt sich gestern in kleinem Kreis unterhalten, ob die Indianerkommune in die Psychiatrie nach Nürnberg zurück - oder: ins Burgverließ mit den Horror-Schelmen! -, und da steht der Oberbenediktiner Bahro auf und sagt: »Nein, aus einem Grunde, weil die Psychiatrie, die in unserer Gesellschaft passiert, die ärztliche Leistung nicht bringen kann, die dieser Mensch nötig hat«, und ob die Leute bereit seien, das einzusehen. Na, da gibts Beifall und schwupp, wie der Schneider beim Daumenlutscher, ist der Oberindianer da und speit dem Rudolf eine Ladung Spucke ins Gesicht, und der Rudolf wischt das ab, und schon gehts weiter in der Wortmeldung, der Spucker schreit, das werde sich schon zeigen, was Spucke sei gegen Psychiatrisierung und Psychopharmaka und weiße Kittel, und da steht ein Nicht-Nürnberger-Indianer auf und meint, er sei der einzig wirkliche Indianer im Raum, die Nürnberger seien noch keine, würden vielleicht mal welche, trotzdem, er habe Sympathien für die, weil die »gehen so powervoll in Dinge rein«, aber jetzt müsse Schluß sein mit Plenum und Palaver, jetzt müßte es weitergehen mit Arbeitsgruppen, bitte abstimmen, Arme hoch.

Na, da sind gut zwei Drittel für Arbeitsgruppen, und dann kommt die fröhliche Reisköchin rein und sagt »Essen ist fertig«, und alles lacht, und der Saal leert sich, nur so ein herrlich Weißgekleideter unterhält sich mit dem Hermann Meer, und ich denk mir, Mensch, das ist doch der Langhans Rainer, der Kommandantist der deutschen Nachkriegs-Ur-Kommune, und der verklickert dem Hermann Meer, entweder Kommune hic/nunc/rhodos/salta oder gar nicht, man käme an der Gewaltfrage

nicht vorbei, wenn man ins Paradies will, und ich frage Rudolf, haste Angst gehabt vor der Speichelschleuder, nein, sagt der Rudolf, er hätt dem Uli ja auch schon mal eine geschossen, bei 'ner Tagung in Hannover, freilich erst, nachdem der Uli ihm ins Gesicht.... und einer nimmt im Rittersaal Platz am Steinway-Flügel und improvisiert, aber gekonnt, und die Nürnberger Indianer spielen im Rittersaal Fußball, ein Hund kläfft und Rudolf fragt mich, für wen ich hier bin, und ich sage, für KONKRET, und Rudolfs liebes Milchgesicht wird saure Molke, ayay, KONKRET, ou ha, da hätt er kein gutes Andenken dran, nee, nee, na, und dann fotografier ich noch den Edelkommunarden Rainer, wie er im Schloßhof mit den Armen Victory macht, und wie ich mir das bis dahin Passierte so durch den geistigen Satzspiegel anschau, fährt mir ein STOP! durch den Kopp.

Nur soviel also noch! Mit meinem Küchen-Dienst wars natürlich Essig. Ich bin dann Nachmittag in das große Verlies, zu »Sexualität und Spiritualität« und wie's damit kommunemäßig weitergehen könnte, rein. Waren an die sechzig Leute drin. Sah einer meinen Recorder, wurde 'ne knappe Viertelstunde debattiert, ob ich aufnehmen darf. Nein, das ginge nicht, frau/man könnt da nicht so recht von der Leber weg über die Liebe und dergl. Rauschte der Langhans rein, sagte, wir wollen diese Gruppe teilen, wer kommt mit auf die Wiese? Machten sich vierzig davon. So ein urschlammdumpfes Schweigen dann drauf und so ein seichtes Geseire über Karo und Pik, ich gab dann eine Vorlage, ich wär mal südbayerischer Jugendmeister im Wichsen gewesen, war nix, na, nix wie raus nach 'ner halben Stunde und runter in den »Ochsen«, zu den entfremdeten Normalos.

Abends war Sonnwendfeuer angesagt. Angefacht, zauberte es den Hauch von Farbe in die Bleichgesichter. Der Oberindianer spie dann nochmal einem ins Antlitz, und als der in Tränen ob der Kränkung vor ihm auf Knien lag und ihm zu verklickern versuchte, daß seine Haltung eine der Verachtung gewesen, nicht aber der Liebe, da plärrte ihn das Lama an: »Ein Kuß ist was anderes als eine Spucke, ein Kuß ist ein Kuß, und eine Spucke ist eine Spucke, und die Spucke bei einem Kuß ist eine andere Spucke als der Kuß bei einer Spucke.«

Na, und dann drehte der also Beleidigte durch und ging schreiend und weinend auf den Oberindianer los. »Ich bring Dich um«, und der Oberindianer flüchtete um den Scheiterhaufen, und als mir dann zwei, drei Benedektiner bedeuteten, meinen Recorder in die Flammen zu werfen, wenn ich nicht - - - kurz ich gab Fersengeld, und Rudolf und Hermann und Rainers Zauberberg abwärts schreitend, ins stille Dorf, erinnerte ich mich der schönen blauen Stunde im Schloßturm, wo die Hare-Krsna-Truppe umbacknen Blumenkohl, einen geheimnisvollen Saft und astreine Sanskrit-Songs servierte, und wo ich zu Christiane Rücker, der berühmten zu His Divine Grace A. C. Bhaktivedanta Swami Prabhupada konvertierten Schauspielerin, gesagt hatte: »Geh, Christiane, sei doch so lieb, stell dich mal kurz in deinem schönen Gewand zwischen den Rudolf und den Hermann.«

Am Sonntag in aller Herrgottsfrüh aber gings fort und - weiter: Neuen, gruseligen Abenteuern entgegen - wohin der Redaktionsauftrag uns treibt.

Konkret 08/84, S. 77

Helmut Haller

Herz Jesus 6. Flotte

Die Deutsche Statthalterei des Ritterordens vom Heiligen Grabe zu Jerusalem lud Ritter und Ordensdamen zur feierlichen Investitur nach Würzburg. Zum anachronistischen Zug formierte sich ein munteres Frühstückskartell der Macht. Helmut Haller schummelte sich unter die Sippschaften

Was ein Politchrist von globaler (Block-)Bildung ist, der zitiert in erweiterter Ökumene auch Islam und Christentum im Kreuzzug gegen den Bolschewismus herbei. Nehmen wir den früheren US-Präsidenten Eisenhower: »Mekka und Jerusalem«, so seine berüchtigte Doktrin anno 1957, »sind mehr als Stätten auf der Landkarte. Sie symbolisieren Religionen, welche lehren, daß der Geist die Suprematie über die Materie hat. Es würde unerträglich sein, wenn die heiligen Stätten des Mittleren Ostens einer Herrschaft unterworfen würden, die den atheistischen Materialismus glorifiziert«. Über Pietät und Anstand im maritimen Großraum wacht seither die 6. Flotte. Das stellt im Ernstfall die Suprematie des Spirit of America über den Geist allemal sicher.

Demgegenüber fühlen sich die wackeren »Soldaten Christi«, die laut Satzung »durch ein wahrhaft katholisches Leben hervorragen sowie in freigebiger Weise für die Kirche und den Apostolischen Stuhl Opfer zu bringen bereit sind«, zwar gleicher Denkart, aber doch eher ihrem politischen Flankenschutz zu Lande verpflichtet. Bei der Investitur zu Würzburg wurde Heerschau gehalten. Helm ab zum Gebet.

Soviel vorweg: Der reichlich vertretene Hochadel ist auch nicht mehr, was er einmal war. Zu Zeiten, da die Herrschenden mit dem güldenen Reichsapfel statt mit der rosa Birne zu regieren beliebten, erübrigte sich

schriftliche Kleiderordnung noch durch Contenance. Heutzutage hingegen bedarf der allgemeine Verfall der Sitten bereits im Einladungsschreiben einem Korrektiv in Kursiv: »Zur Investiturfeier und zum anschließenden Festessen ist Frack und Halsorden oder schwarzer Anzug mit Miniaturkreuz und für die Damen Abendkleid erwünscht.«

Dagegen dominierte beim Festempfang der Bayerischen Staatsregierung die zweite Garnitur auf breiter Front. Ministerpräsident Strauß, »dem wir wegen seiner kämpferischen Natur unsere Ehrerbietung entgegenbringen (Kreuzritter Bossle), hatte kurzfristig abgesagt und Staatssekretär Rosenbauer zu aufmunternden Worten in die Bütt geschickt. Da war die edle Corona denn sichtlich pikiert. Allen voran Seine Durchlaucht Alois Karl Erbprinz zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und Moritz Freiherr von und zu Franckenstein nebst Gattin. Hatten doch deren Altvordere, allesamt rührige Vorstandsmitglieder im »Verband der Bayerischen Grundbesitzer e. V.«, schon dunnemal in einem vertraulichen Rundschreiben an die Mitglieder angeregt, »daß jedes Verbandsmitglied die doppelte Höhe des jährlichen Beitrages (also -,46 DM je Hektar land- und forstwirtschaftlichen Grundeigentums) in den Wahlkampffonds bezahlt« - der CDU/CSU versteht sich.

Ich habe es nicht aufaddiert. Aber mir deucht, die derart pekunifizierten Ländle der Grabesritter Peter Carl Freiherr von Arentin, Alexander Freiherr von Branca, Moritz Freiherr von und zu Franckenstein, Heinrich Maria Graf Henckel von Donnersmarck, Alois Karl Erbprinz zu Löwenstein-etc., Clemens Graf Schenck von Stauffenberg, Peter Reichsgraf Wolff-Metternich zur Gracht nebst Sippschaften - nicht zu vergessen die milden Gaben eines Hermann Josef Abs - dürften über die Jahre doch manch fürstlichen Spendenscheck ergeben haben. Da müffelt ein Staatsminister im Gegenzug nach Undank, ein Staatssekretär schon fast nach Affront.

Doch wich die augenfällige Dissonanz bei sanften Orgelklängen im Dome alsbald stimmungsvoller Harmonie. Das gebietet ein Breve aus päpstlicher Feder und Satzung: »Die Investitur soll in Rittern und Ordensdamen den Geist der Kreuzzüge wecken, dessen Treuhänder der Orden ist, und sie zum mutigen und ständigen Bekenntnis des Glaubens äls Soldaten Christi aufrufen«. Steht da wörtlich! Der kreuzbrave Soldat Christi und Offizier der Marine Prof. Dr. Dr. hc. Hans Filbinger etwa hat dereinst den Matrosen Gröger aus diesem irdischen Jammertal befreit. Das hat ihm später nicht nur die Leitung einer Ordenskomturei, sondern auch eine deftige retrograde Amnesie eingebracht. Schon letzteres macht lohnenswert, dem »Geist der Kreuzzüge« eine historische Replik zu widmen, die er verdient.

Und die lautet in Kurzform so: In Epochen, da der Kreuzzugsgedanke in originärer Blüte stand, aber Kriegshandwerk eben noch echte Handarbeit war - sagen wir: so um das 12./13. Jahrhundert -, hielt sich die Zahl derer, die für christlich verbrämte Territorialgelüste diverser Feudalfürsten ins spärliche Wüstengras zu beißen hatten, in überschaubaren Grenzen. Erst dem Imperialismus gebührt das Verdienst, das eilige Grab für das Heilige Grab der breiten Masse zugänglich gemacht zu haben. Lesen wir da über die Einnahme von Jerusalem im Dezember 1917:„»Wieder besitzen Christen die Heilige Stadt. Für Millionen von gottesfürchtigen Gläubigen bedeutet dieser Sieg die größte Kriegstat, wichtiger als das Werden und Vergehen von Nationen.« So mag's fürwahr gewesen sein.

Das Werden und Vergehen von Nationen stand dann erst später auf der Tagesordnung. Der »Kreuzzug Europas gegen len Bolschewismus« (Hitler) trug das Kürzel »Plan Barbarossa« - doch, doch, der Kreuzritter von 1189 war gemeint - und

verblutete nicht auf geheiligter »terra sancta«, sondern etliche Kilometer weiter nördlich auf öder »terra cremata« (zu deutsch: verbrannte Erde). Der »Ritterorden vom Heiligen Grabe«, berichtet der Zeitchronist, habe sich im Dezember 1933 im faschistischen Deutschland - fernab apostolischer Gründerjahre - rekonstruiert. Doch das ist sicher Zufall, und nichts als der Zufall, so wahr uns Gott helfe. Allein Propagandaminister Goebbels hatte die Krux mit dem Kreuze apodiktisch gestimmt: »Die historischen Erinnerungen, die es erweckt, könnten pessimistisch stimmen, denn niemals in der Geschichte wurde ein Kreuzzug erfolgreich zu Ende geführt.« Eben! Doch sage keiner, der »Kreuzzug gegen den Kommunismus« eines Ronald Reagan hätte seine Tradition. Ich dementiere es, so wahr ich Dwight Eisenhower heiße.

Sage auch keiner, der frühere Statthalter der Bundesrepublik, Friedrich August Freiherr von der Heydte, habe die noblen Ritter nicht standesgemäß vertreten. Er hat. Die schneidige Durchhalteparole eines Großprior Kardinal Josef Hengsbach aus Köln, wonach »sich unsere Ritterlichkeit im Standhalten bewahrheitet«, verstand es schon im Februar 1944 in stramme Tagesbefehle an seine Fallschirmjäger umzuformulieren: »Wenn alles zusammenbricht und Welle über Welle über unserem Volke zusammenschlägt, dann wird noch ein Fallschirmjäger meines Regiments dem Schicksal trotzen und in Sturm und Ungewitter die Fahne hoch über die Fluten halten, auf der ein Wort in leuchtenden Buchstaben steht: 'Großdeutschland'! « Der einzige Überlebende dieser Offensive vor Malmedy und tapfere Ritter von der Heydte ist später noch einmal hinter feindlichen Linien abgesprungen und hat sich als Generalanzeiger in der SPIEGEL-Affäre einen Namen gemacht.

Dagegen konnte sich der amtierende Statthalter Hermann Josef Abs in der Nachkriegszeit zwar nicht der über 40 lukrativen Aufsichtsratspöstchen erwehren, wohl aber durch Zivilgerichte der Vorwürfe, als Vorstandsmitglied der »Vereinigten Glanzstoff-Fabrik AG« die Zwangsarbeit polnischer Kinder bis in den Tod geduldet zu haben. Allein Ordenskomtur Prof. Dn Lothar Bossle ist damals einfach noch zu jung gewesen. So betreibt er heute - da niemand Dracula zum Direktor einer Blutbank machen würde - ein selbstgegründetes »Institut für Demokratieforschung«. Dort pflegt er nicht nur internationale Kontakte zu Faschisten und Konservativen aller Couleur, sondern erforscht zugleich den Gegenstand, den er selbst produziert. Doch durchkreuzt ein solcher Ehrenmann die üble Mär, ein wohlklingender Posten im Ritterorden zum Heiligen Grabe habe schon immer ein paar Leichen im Keller vorausgesetzt. Und das sei wörtlich gemeint.

Auch ein Protokollfehler war zu verzeichnen bei dieser Investitur. Einem Ritter in spe wurde das geweihte Tuch der Ehre noch vor dem Ritterschlage um die devot gebeugten Schultern gelegt. Kurze Zeit später zerfledderte eine Gewitterböe das schmucke Transparent am Hauptportal.

Die kleinen Sünden straft der Herr sofort.

Konkret 08/84, S. 80

Christian Rentsch

Auf der Elbe schwimmt ein rosa Krokodil

Auf den europäischen Festivals von Den Haag bis Antibes, von Nizza bis Segeberg sahnen sie ab, die hochbezahlten US-amerikanischen Jazz-Superstars. Einige bundesdeutsche Sternchen sind auch dabei. Nur aus der DDR, die eine spannende und radikale Jazz-Szene vorzeigen kann, ist kaum etwas zu hören

Bei aller Skepsis vor schnellen Etikettierungen: Es gibt einen eigenständigen DDR-Jazz. Und das ist paradoxerweise einer Kulturpolitik zu »verdanken«, die während längerer Zeit einiges daran setzte, den modernen oder »snobistischen« Jazz (so der Sprachgebrauch der Funktionäre) madig zu machen. Die Abwehr von Einflüssen »bürgerlicher Dekadenz«, zu der originellerweise auch der Jazz zählte, gipfelte in zeitweiligen Verboten von Jazzsendungen im Rundfunk und 1958 in einer Verordnung zur Programmgestaltung bei Unterhaltungs- und Tanzmusik, die sogar der westlichen Tanzmusik, dem Rock'n'Roll, einen Riegel vorzuschieben versuchte. Erst 1961 wurden diese Regelungen wieder gelockert, und ab 1965 gab es, von jungen Schauspielern initiiert, in den Kammerspielen des Ostberliner Deutschen Theaters die Reihe »Jazz in der Kammer«, in der , vor allem ausländische Modern- und Freejazzer auftraten.

Natürlich haben die kleinen, wohl eher randständigen Gruppen von Modernjazz-Musikern sich in den fünfziger Jahren vor allem an US-amerikanischen Vorbildern orientiert; Ernst Ludwig 'Luten' Petrowsky etwa, heute mit 51 Jahren einer der dienstältesten Jazzer der Republik, ist zwar durch den polnischen Musiker Krzysztof Komeda zum Jazz gekommen, aber die entscheidenden Hörerlebnisse waren dann doch die beiden amerikanischen Cool-Musiker Lennie Tristano und Lee Konitz. Und die Eberhard Weise-Combo, in der Petrowsky damals spielte, lehnte sich an den amerikanischen Hardbop an. Aber: Als der DDR-Jazz Mitte der sechziger Jahre aus den Kellern herauskam, war sein Verhältnis zum amerikanischen Vorbild bereits gebrochen.

Mit dem Trio des Pianisten Joachim Kühn hatte es bereits einen kleinen Freejazz-Auftakt gegeben. Und vor allem wurden diejenigen ausländischen Musiker wichtig, die in der »Jazz in der Kammer«-Reihe auftraten und mit denen die DDR-Musiker in der Nachtbar »Melodie« im Friedrichstadt-Palast an Jam-Sessions näher in Kontakt kamen: die Schweizer Pianistin Irene Schweizer, die Deutschen Fred Van Hove, Alex Schlippenbach oder die Holländer Willem Breuker und Han Bennink. Es kam die Zeit der, wie Petrowsky heute meint, »Kaputtspielphase«, ein »krampfhaftes Wollen zum Freejazz«. Aber im Gegensatz zu den West-Musikern hatten die DDR-Jazzer, vor allem durch ihre Arbeit bei Rundfunk und in Tanz- und Unterhaltungsorchestern, noch andere Orientierungspunkte. »Ich finde, man kann sich hierzulande nicht einfach hinstellen und nachspielen, was amerikanische Musiker entwickelt haben«, meinte der Pianist Ulrich Gumpert später in einem Interview, »man kann es machen, aber es bringt nichts - das heißt, es bringt vielleicht Geld. Es ist wichtig, sich auf die eigene Tradition zu besinnen, die man ohnehin mit sich rumträgt wie einen Rucksack.

Der Rucksack erwies sich - auch das ein Verdienst (diesmal ohne Anführungszeichen) der DDR-Kulturpolitik - als gewichtig. Die sozialistische deutsche Nationalkultur mit ihrer verordneten Pflege des bürgerlichen und volkstümlichen Kulturerbes brachte neben Kitsch und Ramsch (etwa in der Singgruppen-Bewegung, die sich auf dem »Bitterfelder Weg« arg verirrte) auch Beträchtliches auf die Beine. Hanns Eisler etwa schrieb einen ganzen Zyklus von »Neuen Deutschen Volksliedern«, auch Paul Dessau gehört hierher. Nicht zufällig sagte Gumpert später: »Die Jazz-Tradition ist für mich in methodischer Hinsicht, die europäische Tradition im Hinblick auf die Aussage wichtig.« Und: »Ich glaube, vieles geht ineinander über, die wirklich empfundene und die mit ironischem Abstand benutzte Tradition. Ich rede gern von konkreter Musik, nicht im Sinne der musique concrete, sondern im Sinne von Direktheit, von direkter Bezogenheit auf Anliegen und Publikum. Wenn etwas knapp und direkt formuliert wird, ist die Chance, daß beim Publikum etwas hängenbleibt, größer. In dieser Hinsicht kann man von Hanns Eisler und Bert Brecht wirklich etwas lernen.« Auffällig häufig haben DDR-Jazzmusiker, etwa das »Jazz Werkstatt-Orchester« mit seiner Suite »Aus teutschen Landen«, die Gumpert/Petrowsky-Gruppe »Synopsis« oder die Ulrich Gumpert Workshop-Band deutsche Volkslieder als Materialgrundlage für ihre eigene Musik benutzt. Oder Märsche, Walzer, Tangos - was so von der Arbeit bei Rundfunk und Unterhaltungsorchester hängengeblieben ist.

Allerdings war das Resultat nicht eine weitere teutonische Variante dieser in der BRD von Joachim E. Berendt durchbuchstabierten »Jazz-meets-the-world«-Masche und auch nicht bloß parodistische Camouflage. Die lange und ernsthafte Arbeit mit verschiedenen musikalischen Traditionen brachte auch positive Einsichten. Die Tradition wird in diesen Stücken gewiß auch auf Kitsch, Leerstellen, hohles Pathos und verlogene Idylle abgeklopft, aber der brauchbare Bodensatz wird durchaus herausgefiltert und weiterverarbeitet. Und - auch das wohl eine Folge der harten »Knochenarbeit« In den Unterhaltungsorchestern - die Musiker haben ihr »Material« im Griff; es wird weit konsequenter, sorgfältiger und »systematischer« entwickelt als von den westeuropäischen Freejazzern, die konventionelles Material meist als bloß »exotisches« Kontrastmittel benutzten. Bezeichnenderweise sagte Petrowsky: »Die ersten Strecken des Freejazz waren ein hemmungsloses Ausbrechen, in dem einer kaum mehr auf den anderen hörte... Es wäre jedoch unbillig, den Freejazz aufgrund seiner Anfangsphase in Bausch und Bogen zu verdammen. Ich glaube sogar, daß diese Phase für die

Entwicklung sehr wichtig war: Man eignete sich zunächst das ganze Spektrum der Elemente bis hin zum Geräuschhaften und bis hin zu einer gesteigerten Expressivität an. Aus dem rücksichtslosen Gegeneinander und Aneinander-Vorbei hat sich aber mit der Zeit ein Füreinander entwickelt. Dazu mußte das in einer Eruption entstandene Material geordnet werden.« Oder Gumpert: »Das freie Spiel war für mich eine Befreiung zunächst. Nach dieser Befreiung müssen natürlich wieder konkrete Formen gefunden werden. Man kann sich nicht einer Sache entledigen, man muß auch Neues hervorbringen. Das ist ein revolutionäres Prinzip.« Erkenntnisse, die den westdeutschen Freejazzern erst fast zehn Jahre später so richtig aufgingen.

Daß sich in letzter Zeit der wohl kenntnisreichste Chronist der DDR-Jazzszene, der Publizist Bernd Noglik, vorsichtig von der These einer »eigenständigen Entwicklung des DDR-Jazz« absetzt, ist nicht zufällig; richtig muß es -zumindest aus unserer distanzierten Sicht - dennoch nicht sein. Sicher ist, daß sich in den letzten Jahren die Kontakte mit ausländischen Musikern gewaltig intensiviert haben, das >~Bergisch-Brandenburgische Quartett«, in dem Petrowsky mit den beiden Wuppertalern Rüdiger Carl und Hans Reichel und dem Schweden Sven-Ake Johansson zusammenspielt, ist längst nicht die einzige internationale Gruppe, in der DDR Musiker mitspielen. Und sicher ist auch, daß die »zweite Generation« der DDR-Freejazzer, Musiker wie der Posaunist Hannes Bauer, die Gitarristen Joe Sachse oder Uwe Kropinski, einen unbefangenen Umgang mit diesen Traditionen haben. Petrowsky meinte einmal: »Unter Freejazz verstehe ich eine Musizierform, die eine Vielzahl von Elementen umfaßt, zum Beispiel auch Zitate - oder Materialien älterer Spielrichtungen, gespielt mit den Erfahrungen, die man heute hat. « Für die jungen DDR-Musiker zählt auch der DDR-Freejazz der alten Garde zu den Spielrichtungen, die sie eigenen Erfahrungen entsprechend umkrempeln. Aber auch für sie gilt das verschränkte Prinzip von Radikalität und »Volkstümlichkeit« (weit mehr als etwa für die westdeutsche Jazz-Szene, in der sich derzeit eine radikale klangexperimentelle Richtung und eine konservative, den Wohlklang wieder entdeckende Richtung auseinanderentwickeln). Zwar wird frei gespielt, radikal experimentiert, zwar werden die überkommenen Hörgewohnheiten nicht befriedigt, aber die einzelnen musikalischen Elemente wie auch »Syntax« und »Grammatik«, Formen und Strukturen werden klargelegt, transparent herausgearbeitet, für den Zuhörer nachvollziehbar gemacht. Bert Brecht, von dem man ja einiges lernen kann, beschrieb ähnliches fürs Theater: »Allenthalben treffen wir auf etwas, das zu selbstverständlich ist, als daß wir uns bemühen müssen, es zu verstehen. Was sie miteinander erleben, scheint den Menschen das gegebene menschliche Erleben... Damit all dies viele Gegebene ihm als Zweifelhaftes (d. h. als Kritisierbares, Veränderbares, d. V.) erscheinen könnte, müßte er jenen fremden Blick entwickeln, mit dem der große Galilei einen ins Pendeln gekommenen Kronleuchter betrachtete. Den verwunderten diese Schwingungen, als hätte er sie so nicht erwartet und verstünde es nicht von ihnen, wodurch er dann auf die Gesetzmäßigkeit kam. Diesen Blick muß das Theater mit seinen Abbildungen des menschlichen Zusammenlebens provozieren. Es muß das Publikum wundern machen.«

Einige Platten, die einen wundern machen: -

Ulrich Gumpert Workshop Band: Echos vom Karolinenhof (FMP) -

Ulrich Gumpert Workshop-Band: unter anderem: N'Tango für Gitti (FMP) -

Ernst-Ludwig Petrowsky-Quartet: Selb-Viert (FMP) -

Ernst-Ludwig Petrowsky-Trio: Selb-Dritt (FMP) -

Synopsis: Auf der Eibe schwimmt ein rosa Krokodil (FMP) -

Conny Bauer-Quartet: Round about Mittweida (FMP)

Konkret 08/84, S. 82

Thomas Janssen

Und er bewegte sich doch

Der Hollywood-Regisseur Joseph Losey drehte seine besten Filme in England

Im Juni starb 75jährig der amerikanische Filmregisseur Joseph Walton Losey. Mit dem Namen Losey verbindet sich film- und theatergeschichtlich wie politisch eine ganze Epoche der angloamerikanischen Linken. Wie kaum ein anderer war Losey in ihre kurzfristigen Triumphe, ihre langfristigen Niederlagen und deren politisch-ästhetische Bewältigungsversuche verstrickt. Er war ein Mann des leidenschaftlichen Kinos *und* ein Intellektueller, der auch vor Kommerzialität nicht zurückschreckte.

Sein Ansehen begründete kein Film, sondern ein Theaterstück: 1947 inszenierte Losey in Zusammenarbeit mit Bett Brecht und dem englischen Schauspieler Charles Laughton den »Galilei«. Eine Aufführung, die in die Theatergeschichte einging. Doch Loseys Leidenschaft galt dem Film. Auf erste Versuche mit Propaganda- und Dokumentarfilmen während des Zweiten Weltkriegs folgte bis 1951 ein knappes Dutzend weiterer Streifen, allesamt sogenannte »Message-Filme«, gesellschaftskritische und pazifistische Tendenz mit dem geradlinigen Inszenierungsstil der B-Filme Hollywoods verbindend.

Bei aller Radikalität, bei allem Pathos und Engagement war Losey also durchaus bereit, sich mit den Hollywood-Standards zumindest zu arrangieren. Es bewahrte ihn nicht davor, 1951, als er gerade mit Dreharbeiten in Italien beschäftigt war, vor den berüchtigten McCarthy-Ausschuß zur »Untersuchung unamerikanischer Umtriebe« zitiert zu werden. Hauptvorwurf: Teilnahme an marxistischen Studiengruppen, Freundschaft mit dem kommunistischen deutschen Komponisten Hanns Eisler und generelle Sympathie für die KP der USA.

Losey weigerte sich, nach Amerika zurückzukehren und wurde auf die »Schwarze Liste« gesetzt, mit der in den fünfziger Jahren allen Systemkritikern die Arbeit in Hollywood verwehrt wurde. Er ging nach England.

Seine ersten beiden Filme dort, zwei Melodramen, erschienen unter Pseudonym. Die »Schwarze Liste« reichte weit. Auch ein exzentrischer Kostümfilm brachte Losey keine künstlerische Reputation. Kollegen waren in Identitätskrisen geraten, nachdem sie bei den antikommunistischen Hexenjägern zu Kreuze gekrochen waren; das war ihm erspart geblieben. Trotzdem schien Losey damals filmisch am Ende.

Doch dann, zu Beginn der sechziger Jahre, entdeckte der exilierte amerikanische Regisseur sein Gastland. Zuerst - wie in seinen Hollywood-Anfängen - über die Muster des Publikumfilms. Danach mit einer sich ausdifferenzierenden Bildsprache, die anfängliche visuelle manieristische Attitüden hinter sich ließ. Damit wurde jene sozialpsychologische Analyse des untergehenden britischen Empires möglich, die Losey nicht nur zum englischsten der englischen Filmemacher machte, sondern auch das englische Kino in den großen Erneuerungsstrom des westeuropäischen Films der sechziger und siebziger Jahre einmünden ließ.

Blind Date (Die tödliche Falle, 1959), *The Criminal* (Die Spur führt ins Nichts, 1960) und *The Damned* (Sie sind verdammt, 1961) sind Genrefilme und intellektuelle Reflexion auf den Zustand der englischen Gesellschaft in einem. In *The Criminal* wird die Welt zum Gefängnis und das Gefängnis zur Welt, in *Blind Date* zerstören Klassenschranken eine mögliche Liebe. *The Damned* schließlich ist eine düstere Parabel auf die immanente Gewalt der britischen Gesellschaft.

Der relative Publikums- und Kritikererfolg dieser Filme verführte Losey 1962, nach den Sternen zu greifen. *Eva* sollte nach eigenen Aussagen vom Geld handeln, vom Geld als Korruptionsfaktor aller menschlichen Beziehungen. Doch die Produzenten kürzten den Film um beinahe eine Stunde - was blieb, war ein barocker Torso. 1963 - Swinging London kündigte sich an und warf noch einmal einen letzten poppigen Glanz auf »The Empires last gleaming« - begann Losey eine Reihe von Filmen, die die Agonie eines imperialen Ungeheuers im Herzen desselben aufspürten. . *The Servant* (Der Diener, 1963), *King and Country* (Für König und Vaterland, 1964), *Accident* (Accident - Zwischenfall in Oxford, 1966), *Secret Ceremony* (Die Frau aus dem Nichts, 1968), *The Go Between* (Der Mittler, 1970) und *The Romantic Englishwoman* (Die romantische Engländerin, 1974) schilderten am Beispiel der Oberklassen und ihrer Abhängigen und Komplizen den Niedergang des Empires von 19101960. Die Filme wirkten, bei aller Verschiedenheit - hier barocke Bilderflut, dort die graue Quasidokumentation einer Kriegsgerichtsverhandlung im Ersten Weltkrieg - als hätten sich Marx, Freud, ein literarisch gebildeter Drehbuchautor und ein Filmfanatiker zusammengetan, um je nach Sujet zu delirieren oder zynisch zu analysieren. Über die Ursachen der Machtübernahme Mrs. Thatchers sagen sie im vorhinein mehr aus als die meisten politologischen Analysen von heute.

Nach zwei ambivalenten Versuchen »direkten« politischen Kinos (über die Ermordung Trotzkis und den spanischen Widerstand) und einer modischen Fingerübung in Sachen, Feminismus drehte Losey 1976 die alptraumhafte Version der bürgerlichen Verantwortung für die westeuropäische Judenvernichtung *Monsieur Klein:* Die kafkaeske Geschichte eines

Profiteurs der Judenvernichtung, der am Ende selbst von ihr erfaßt wird. 1979 schließlich sein letzter Film: Mozarts *Don Giovanni,* von dem Kenner sagen, er sei in seinen Bildern mozartischer als der Dirigent des »Soundtracks«, Lorin Maazel.

Loseys Wunschtraum, Brechts »Galilei« - nachdem er ihn genial auf dem Theater inszeniert hatte - auch zu verfilmen, ging 1974 in Erfüllung. Und auch wenn es ihm nur zum historischen Bilderbogen geriet: Selbst in seinem Scheitern bleibt Losey einer der ganz Großen des Kinos.

Konkret 08/84, S. 84

Notizen

Narrenschiff

Das Rührende an Fritz J. Raddatz von der »Zeit« ist, daß er immer bemüht ist, jede Dummheit, die er begeht, mit einer noch schlimmeren Dummheit wiedergutzumachen. Eine seiner vorvorletzten Dummheiten war seine Novelle »Kuhauge«. Unter einem nach Dichter klingenden Autorenpseudonym wär's ein Begabungsnachweis gewesen. So gab's treudeutsche Hiebe nach dem Muster »ein Kapellmeister schreibt keine Sinfonien.« Hiebe, von einem der's wahrhaftig nötig hat: Gerhard Zwerenzl. Und Eiertänze von Kollegen, die's sich mit der »Zeit« nicht verderben wollten. Mit (soweit uns bekannt) einer Ausnahme: Liebe brachte ihm entgegen in der Frankfurter Stadtteilzeitung »Auftritt« ein Herbert M. Debes. Und prompt blieb Deutschlands schnellster schreibender Porsche sich treu: Getreu dem von ihm offenbar akzeptierten Schicksal, daß für Liebe immer gezahlt werden muß, schrieb er an den 'Sehr geehrten Herrn Debes':

»Nicht nur der Autor, sondern auch der Redakteur las Ihre Glosse im April-Heft von 'Auftritt' mit Interesse. Gern wüßte ich mehr über den Verfasser, was er sonst noch schreibt, weil ich mir vorstellen könnte, ihn gelegentlich um etwas zu bitten.« - Danke, nein.

»Freund Hein« Wallmann

Mit »Dürer-Lightshows«, »Literatrubeln« und »Alster-Vergnügen« hat zu ihrer Zeit die SPD ihre (Ausgaben-) Politik abfeiern lassen. Inzwischen ist Sense mit deficit-spending. Und auch der neuentdeckte Markt heilt sich sowenig selbst wie ein abbes Bein. Höchste Zeit für die Lemuren, Kasse zu machen: Um »Tod und Untergang unserer Gesellschaft, um Angst und Todessehnsucht geht es weitgehend im ... Programm der *Frankfurt Feste 84,* meldet die »Frankfurter Rundschau«. »Totentanz« soll das Motto sein. Eine »Jungfernfahrt der Titanic mit Bordprogramm« ist geplant. Das Tanztheater heißt »Moribundi«, und unter »Fünf Jahrhunderte Totentanz« macht man's nicht.

Atombomben gab's, kleine Erinnerung, schon zu Erhards Zeiten im Land; und die Umwelt ist auch schon eine ganze Weile nicht mehr das Gelbe vom Ei. Damit so etwas erdacht werden konnte wie die »Frankfurt Feste 84«, mußte offenbar erst dreierlei zusammenkommen: Eine CDU, die zu den Pershings auch noch die Mementi mori haben möchte. Menschen, die sich den Bankrott ihres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems nur als Untergang der Menschheit, des Lebens selbst träumen lassen wollen. Und jene kulturelle Vagabondage, die auch daraus noch Kapital schlägt.

Der-Dreißig-Grad-im-Schatten-Klassiker

Von Franz Josef Degenhardt

Brecht hat Horaz immer mal wieder gelesen, und Fachleute können sicher in den Buckower Elegien dessen Spuren nachweisen. Denn bei aller Maßhaltephilosophie - sie war unter Augustus, dessen Freund und Hofpoet Horaz gewesen ist, angesagt und übrigens nicht bloß »reaktionär« - hat der kleine Dicke namens Quintus Horatius Flaccus, nach eigener Benennung »Ferkel aus der Herde Epikurs«, wunderschöne Gedichte gemacht. Zum Beispiel über die silbern schimmernden Olivenhaine um sein Landgut in den Sabiner Bergen herum, wo er Landmann spielte und die Jahreszeiten besang, das Heulen der Wölfe im Winter, dampfende Felder im Sommer und im Herbst den Weinkrug, aus dem er den Tischkumpanen ausschenkte.

Er war ursprünglich Anhänger des Brutus, und ob er mit der Niederlage der republikanischen Sache reiner Renegat geworden ist, Panegyriker im Dienste von Kaiser und Mäzen Maecenas (den er in seiner bekanntesten Ode hochgejubelt hat), oder eben doch mehr: das will ich nochmal lesend nachprüfen in dieser zweisprachigen, ein bißchen moderner als sonst übersetzten Ausgabe des Artemis-Verlages. Das muß unterhaltsam sein in Zeiten wie unseren, in denen Dichter sich, ähnlich dem Horaz, wieder in Landhäuser und Datschen zurückziehen, um zu regenerieren oder zu renegieren - je nachdem, ob sie LEBEN vorwärts oder rückwärts buchstabieren.

In aller Gemütlichkeit hat Horaz nach vorwärts buchstabiert. Aber geht sowas noch in unseren ungemütlichen Tagen? In den Oden, Epoden und Episteln kann man's vielleicht entdecken.

Richtig unterhaltsam und fast so wie Dallas-Gucken ist die Lektüre der Satiren, in denen - natürlich immer ein bißchen moralisierend und maßvoll ironisch beschrieben - Typen herumschwadronieren wie der coole Sprücheklopfer Crispinus,

Hippie Gargonius, Großdichter Furius, die sogenannte Hex Canidia, Popstar Tigellius, der Fein- & Vielschmecker Nomentanus - viel beautiful people der römischen Schickeria von damals : » ... Bearis interiore nota Falerni« (besseren Falernerwein trinkend) und bei 30 Grad im Schatten geht das an und macht sogar Spaß.

Horaz - sämtliche Werke, lateinisch uni deutsch in einem handlichen Band (Artemis-Verlag, München 1982)

Konkret 08/84, S. 85

Diedrich Diederichsen

Bad Wiessee '84

Über Derwall schrieb ich, daß sein Verbleib im Amt die schlechte Laune im Lande derart schüren würde, daß sie sich schließlich bei Wahlen gegen die immer noch wählbare Regierung auswirken müßte, da der Bundestrainer der parlamentarischen Kontrolle nicht unterliege und man an seiner Stelle einfach einen geistig verwandten Vertreter strafen würde.

Kohl hat dies jetzt begriffen und in einer Säuberungsaktion in den eigenen Reihen sich auf das Raffinierteste all derer entledigt, die von verschiedener Seite die Popularität seiner Umgestaltung Deutschlands gefährdet hatten.

Bundestrainer Derwall wälzte sich nichtsahnend in seinem Bett im Trainingslager Bad Wiessee. Nicht in seinen kühnsten Alpträumen hätte er sich ausmalen können, daß just zu dieser Stunde, in den frühen Morgenstunden nach dem Spanienspiel, Bundeskanzler Kohl und Familienminister Geißler mit entsicherter Pistole in das Lager eingedrungen waren. Der gerade zur Toilette wankende Schuhmacher lallte etwas von »Ehre«, »Hoher Besuch«, doch Kohl stieß ihn barsch zur Seite und die Tür zu Derwalls Schlafgemach auf: »Sie sind ein Verräter. Sie haben mich menschlich enttäuscht und werden erschossen«, herrschte der Kanzler den Mann an, den er noch vor wenigen tagen öffentlich geduzt hatte. Tags darauf reichte Derwall seine Demission ein.

Doch damit nicht genug. Mit dem getreuen SA-Mann Derwall hatte Kohl noch lange nicht alle Gründe für die schlechte Laune der Deutschen beiseite geschafft. Da war der deutschnationale Vizekanzler Franz von Genscher und seine rechte Hand, der Junker Graf von Lambsdorff, da waren zwei Streiks, viele Arbeitslose und ein ganz mieses Wetter. Seine Regierungszeit hatte Kohl schließlich so vielversprechend mit einem Jahrhundertsommer eröffnet.

Überall im Reich wurden nun Erschießungskommandos gebildet, SS-Leute schwärmten aus und griffen sich die Untergebenen von Genscher und Lambsdorff. Genscher wurde unter Hausarrest gesetzt, blieb aber formell in seinem Amt (wie lange, wird man fragen), Lambsdorff dagegen wurde vor den Reichsgerichtshof gestellt.

Kohls Triumph bestand darin, daß alle glaubten, er hätte sich ins eigene Fleisch geschnitten, er hätte Härte und Mut gegen seine eigenen Freunde bewiesen, hätte gehandelt, weil er erst jetzt von dem schändlichen Verrat und der schändlichen Homosexualität seines SA-Führers, von den durchtriebenen Umsturzplänen seines Vizekanzlers Hans-Dietrich von Papen und von der jüdischen Bestechlichkeit seines Grafen erfahren hatte. Und für alles, was falsch war im neuen Reich, gab es einen Sündenbock, die Auswahl war ja reichlich. Wenn nur der Kohl davon wüßte. Doch Kohl hatte einen vergessen, seinen Widersacher in Bayern. Franz Gregor Straußer, Kopf der Kohlbewegung, bis er in Ungnade fiel und immer noch bereit zu intervenieren, wenn seine Stunde gekommen wäre. Die Ausschaltung der SA und der preußischen Junker verhieß ihm diese Stunde.

Aber Kohl wußte eine Schwäche dieses Mannes zu nutzen. Seine enorme psychische Kraft, seine unerschütterliche Gemütsruhe verdankte der nämlich seiner glücklichen Ehe. Aus den täglichen Zusprüchen und Anfeuerungsrufen seiner aufopfernden Frau. Kohl wußte, wann diese Frau eine. einsame bayerische Landstraße entlangfahren würde. Er wußte, welche abgewiesenen jüdischen Türken gegen Asylgewährung zu einer kleinen Körperverletzung mit, Todesfolge bereit wären. Nur wenige Tage nach der Verhängung des Hausarrestes über Genscher rammten die vier Asylbewerber das Gefährt dieser Frau und täuschten einen rätselhaften tödlichen Verkehrsunfall ohne Fremdverschulden vor. Die Polizei gehorchte höheren Anweisungen und stellte die Ermittlungen ein. Der Bayer war gebrochen. Jedenfalls zunächst.

Bald darauf jubelte der regierungsoffizielle »Bunte«-Beobachter: »Fünf Gründe endlich aufzuatmen!«, worunter das Blatt die Abschaffung der fünf Gründe für schlechte Laune durch die Rollkommandos der SS subsumierte.

Kohl hatte wieder alles so gemacht wie vor 50 Jahren. Immer wählte er diese Jubiläen, wenn er einen Schritt voran machte auf seinem Weg zur Umgestaltung Deutschlands. Nur hat er dafür in Wirklichkeit solche Brachialmaßnahmen wie seine Vorgänger gar nicht nötig. Ein freundlicher Wetterumschwung sowie eine Kette von Zufällen reichen heutzutage, die Unzufriedenheit der Bevölkerung, eben doch nur eine Laune dieser Bevölkerung, einzudämmen und eine Herrschaft zu sichern. Glückliche Zufälle wie der des Schusses, der den Kronzeugen Karry seinerzeit statt wie geplant ins Bein, tödlich traf.

Konkret 08/84, S. 86

Regina von Wegen

Leisten Sie sich ein Love Affair

Was heißt hier Kitschroman? Regina von Wegen hat nachgemessen: So ein Trivialkörper kommt gut auf 18 cm und hat eine wertmäßig zu bejahende Funktion

Ihr Atem ging schnell und ihre Knie waren seltsam weich. Aber sie wußte jetzt, daß dies nicht etwa an einem Vitaminmangel lag. Es handelte sich um einen Zustand, der bei Menschen und Tieren gleichermaßen normal war, sie verspürte rein sexuelle Regungen.

Mein Gott daß mir solche Sätze nie einfallen. Trivial ist, wenn. Noch mal nachschauen.

Trivial: zum Trivium gehörend, das im Mittelalter die unterste Stufe der Sieben Freien Künste bezeichnet: Grammatik, Rhetorik, Dialektik.

Zwar war Valerie eine sehr attraktive Frau, aber sie hatte den Richtigen noch nicht gefunden.

Einwandfrei.

Die Freien Künste waren den Freien ziemende Kenntnisse. Als ich vor zwölf Jahren die Heidelberger Universität, Sektion Angewandte Sprachwissenschaften, mit einer Diplomarbeit über linguistische Strukturen und Tendenzen einer Subkultur bereicherte, brauchte ich Entspannung. Etwas aus dem Leben Gegriffenes. Werbefernsehen tat mir sehr gut. Und Groschenromane, Abteilung Liebe.

Ich wohnte mit einer Freundin zusammen, die ebenfalls diplommäßig beschäftigt war, syntaktische Strukturen und Tendenzen französischer Kriminalromane. Bald teilten wir auch die Lesegewohnheiten. Die schönsten Stellen lasen wir uns vor, legten ihre Heldin zu meinem Prinzen und phantasierten uns, nach dem vierten Edelzwicker, in eine Massenproduktion von Kitschromanen. Die weibliche Hauptperson mußte stets gu., also blond, rührend und arm sein. Der dazugehörige Mann ebenfalls gut, also reich, adlig oder ähnlich bedeutend; außerdem energisch und dunkelhaarig. Die Widersacherin, die die gute Frau zum Weinen und den anfälligen Mann zur Erregung brachte, war stets schwarzhaarig oder rot, falsch, gerissen und sexy. Das nützte ihr aber nichts. Sie kriegte den Mann nicht. Die Handlung mußte insofern spannend sein, daß man gespannt war, was den Liebenden alles Böse widerfährt, um sich entspannen zu können, weil alles Schreckliche in der Ehe aufgehoben wird.

Beim Begriff »aufgehoben« jubilierten wir. Wir waren dem Trivium gehörig auf der Spur.

Die politische Wirkung der Groschenromane liegt vor allem in der intellektuellen und persönlichen Restriktion. Die, welche über sozialen Wandel nachzudenken am nötigsten hätten, werden durch Manipulation des Bewußtseins daran gehindert.

Aus: Romane für die Unterschicht, 1973.

Der Beginn aller Zeigefinger ist der Nagel. An dem man das Brett vorm Kopf festmachen kann. Ich ließ die Unterschicht ihre Romane alleine lesen.

Aber dann.

Leisten Sie sich eine Affaire. Leisten Sie sich Love Affair.

Diese Romane sind für Frauen geschrieben, die mehr wollen. Mehr Liebe, Dramatik, mehr Erotik.

Daß ich mich aber auch immer angesprochen fühle. Ich leistete mir vier Affairen. Alle dauerten 180 Seiten und faßten Glück und Elend der modernen Frau in zwei Wörtern zusammen: Flimmernde Herzen, Verbotene Träume, Gefährlicher Zauber, Flüchtige Leidenschaften. Der Cora-Verlag hat die Lizenz von einem US-Verlag gekauft und bringt seit März 84 alle zwei Wochen zwei neue Romane für die weibliche Unterschicht auf den Markt. Ich bange mit dem Übersetzer, daß er mit der Kombination von Substantiv und Adjektiv nicht durcheinander kommt.

Süßes Verlangen hatten wir schon, mach zehrende Sehnsucht draus. Als ob es darauf ankäme. Es kommt darauf an, das Anti-Emanzipatorische dieser Literatur zu denunzieren. Die Inhalte dieser Romane haben sich der Zeit angepaßt. Die Frauen sind im Sinne der bürgerlichen und real existierenden linken Vorstellungen gleichberechtigt, weil berufstätig. Dann verlieben sie sich. Im Gegensatz zu früheren Trivialgeschichten werden sie nicht erobert. Die Männer nämlich tun nichts außer zu sein: da, schön und männlich. So warten sie ab, wie die Frauen die Frage beantworten, die Helke Sander nicht beantworten konnte: Wie kann eine Frau einen Mann lieben, ohne sich aufzugeben?

Larry hatte sie abends nie alleine durch einsame Straßen gehen lassen wollen. Sie hatte das als albern bezeichnet, es innerlich jedoch genossen, in ihrem eigenen Interesse bevormundet zu werden. Welche Frau mußte nicht zugeben, daß sie auf gleiche Weise empfand, wenn sie wirklich ehrlich war?

Die Frauen in diesen Romanen brauchen etwa - je - 170 der 180 Seiten, um wirklich ehrlich zu sein. Danach wird wirklich geheiratet. Davor wird wirklich gekämpft.

Um Luft.

Die Begegnung mit diesem dynamischen Mann schien ihr den Atem zu rauben.

Um Eigentum.

Sie wehrte seine besitzergreifenden Hände sachte ab.

Um den Konjunktiv.

Sobald Dirk sie berühren würde, wäre ihr Widerstand wie weggefegt. Aber war Würde wichtig für eine Frau, die sich hoffnungslos verliebt hatte? Rita würde nun keinen Widerstand mehr leisten. Sie wußte, daß unausweichlich war, was nun passieren würde. Wenn das Würde vorbei ist, sprechen auch hier die Tatsachen.

Da sie Dennis eng an sich gepreßt hielt, spürte Sandra deutlich sein wachsendes Verlangen.

Wie das wohl im amerikanischen Original hieß? His growing wishing, his increasing request, his extending longing? Ohne Neid, hübscher als Schwanz ist das schon, sprachlichmäßig gesehen. Um endlich auf das Anti-Emanzipatorische zurückzukommen. Nichts in diesen Heften ist wie im richtigen Leben. Die Männer sind immer unglaublich attraktiv und bewegen sich mit der Geschmeidigkeit eines Jaguars. Die Frauen sind immer erfolgreich im Beruf. Und im Gegensatz zu den früheren Groschenheften stehen auch nicht auf dem Spiel, in alphabetischer Reihenfolge: Ehre, Enterbung, Moral, Schicksal, Schwiegermütter, Treue, Tugend, Unschuld. Der Motor aller (W)Irrungen ist die Psyche, weiblich. Mittels derer Beziehungs-, Gefühls- und Widerstandsarbeit geleistet wird. Ei, wie find ich mich da wieder. Fremder dagegen die Äußerlichkeiten. Ganz im Sinne einer Dallas- oder Denver-Ästhetik benutzen Frauen wie Männer vorwiegend tiefblaue, strahlendblaue, intensivblaue Augen zum Schauen. Ansonsten verdienen sie ihr Geld auf australischen Rinderfarmen, in amerikanischen Maklerbüros und bei wissenschaftlichen Expeditionen auf völlig unbekannten Südseeinseln. Trotz dieser Welterfahrung haben sie sich eine gewisse Unbeholfenheit bewahrt.

Er legte seine Lippen auf ihre und suchte nach ihrer Zunge.

Auch an humanistischer Bildung fehlt es nicht.

Als sie ihn ansah, kamen ihr Namen wie Poseidon und Atlas in den Sinn.

Und sogar der diskrete neufeministische Rassismus ist vertreten.

Für jemanden, der das Idealbild rauher Männlichkeit bewunderte, handelte es sich hier um ein überragendes Exemplar.

Wunderbar. Was heißt hier Kitsch?

Taucht erstmals um 1881 in Berlin auf, allgemein bekannt und geläufig von 1900 an. Herkunft nicht geklärt; Deutungen 1. von sketch, englisch, »Skizze«; 2. südwestdeutsche Mundart, kitschen »Straßenschlamm zusammenscharren«; 3. kischiza, russisch, »sich für mehr ausgeben als man ist«.

Um endlich auf das Anti-Emanzipatorische zurückzukommen. Wenn ich mal mit der U-Bahn fahre, also, wenn mein Cabrio mal kaputt ist, geniere ich mich immer, Love Affair offen zu lesen. Ich verstecke die schönsten Af fairen seit es Liebe gibt, in der Courage. Aber damit ist es ja nun auch vorbei.

Der Mensch kann nicht unablässig mit der Problematik des Daseins ringen, sondern, um solch an sich unausweichlichem Ringen auf Dauer gewachsen zu sein, muß er zur Schonung seiner Kräfte von Zeit zu Zeit auch alle Problematik vergessen können. Eben darin erfüllt auch die Schundliteratur im kulturellen Leben eine organisch notwendige und insofern wertmäßig zu bejahende Funktion.

Aus: Vom Recht und Unrecht der Unterhaltungs- und Schundliteratur, 1947.

P.S. Wer bis jetzt immer noch nicht nachgeschaut hat, was neben dem Trivium die restlichen, aber oberen vier den Freien ziemenden Kenntnisse waren: zum Quadrivium gehören Arithmetik, Astronomie, Geometrie und Musik. Eine Love Affair mißt 18,7 cm in der Länge, 125 Millimeter in der Breite und ist zu erwerben gegen die Preisgabe von 3,20 DM. Berechnen Sie das Gewicht des Trivialkörpers. Quadriviallösung: 125 Gramm.

Triviallösung: Eines jener einmaligen Gefühlserlebnisse, von denen sie in Romanen gelesen hatte. Aber nie hatte sie geglaubt, daß es so etwas auch im wirklichen Leben geben könnte.

Konkret 08/84, S. 88

Hans Heinz Holz

Bücher: Rotationsprinzip

Suhrkamp Wissenschaft. Weißes Programm 1984

Daß ein Verlag aus der Not des erschwerten Absatzes bei steigenden Produktionskosten die Tugend des Rückgriffs auf seine Reserven macht, ist nicht zu tadeln. Die Idee des Suhrkamp-Verlages, im »Weißen Programm Wissenschaft« aus seinen Schatzkammern ein Billigangebot zu speisen, ist so schlecht nicht; schließlich hat der Verlag einen beachtlichen wissenschaftlichen Fundus angehäuft.

Doch jeder Lehrer und Hochschullehrer kennt den Steuerungseffekt, der von solchen Programmen ausgeht; zumal in Zeiten, in denen die Lagerhaltung nicht mehr zur Kalkulation der Verlagshäuser paßt und wichtige Bücher nach kurzer Umsatzdauer schnell an das »moderne Antiquariat« verramscht werden. Dann werden Lehrprogranune, Seminarangebote davon bestimmt, was gerade verfügbar und aus der schmalen Börse der Lernenden erschwinglich ist. So bekommen die wünschenswerten Billigproduktionen eine wissenschafts- und kulturpolitische Funktion; ihre Auswahl definiert Bildungswege.

Der Verleger ist sich dessen bewußt. In der Vorrede zum Almanach »Weißes Programm« schreibt Siegfried Unseld, der Verlag wolle »den Diskurs der Selbstverständigung einer mit sich hadernden Moderne weitertreiben«, bestimmend sei »der programmatische Wille zu Auswahl und Synthese und die Fähigkeit, neue geistige Impulse aufzuspüren und auf sie zu reagieren. Ein gutes Verlagsprogramm ist nicht nur Reflex des Zeitgeists, es filtert ihn und verhilft ihm zu einem prägnanteren Ausdruck«. Also muß er sich fragen lassen, welcher Filter da in den Strom des Geistes eingesetzt worden ist.

Diese Frage hat nichts damit zu tun, daß die theoretische Qualität, der wissenschaftliche Rang vieler Bände des Weißen Programms unbestreitbar überragend ist. Wirklich. Überragend. Emile Durkheim, Marcel Mauss, Gaston Bachelard haben zu ihrer Zeit das Gesicht von Disziplinen verändert und neue Disziplinen begründet. Claude Levi-Strauss und Andre Leroi-Gourhan sind »grand old men« unserer Generation. Daß unter 22 Titeln zehn von französischen Autoren stammen (gegenüber fünf US-Amerikanern) ist lobenswert in einer Zeit, in der die Expansion amerikanischer Wissenschaft mit einem bestimmten Denkstil die andersartige und ebenso fruchtbare, Traditionen der europäischen Kulturgeschichte verpflichtete französische Forschung aus dem öffentlichen Bewußtsein und Universitätsbetrieb weithin verdrängt hat. Und wer wollte leugnen, daß so große Namen wie Erwin Panofsky und Edgar Wind, deren durch die Nazis erzwungene Emigration ihre Wirkung hierzulande bis heute - 50 Jahre nach der Bücherverbrennung - behindert hat, die Wiederentdeckung verdienen, und daß Suhrkamp hier ein verlegerisches Desiderat erfüllt?

Das sei vorweggeschickt, damit die gestellte kritische (= unterscheidende) Frage richtig verstanden wird. Nicht Qualität steht hier grundsätzlich in Frage, sondern der Zeitpunkt des Erscheinens dieser Bücher, also Tendenz. Schließlich ist der Suhrkamp-Verlag ja nicht die Wissenschaftliche Buchgesellschaft, zu deren Konzeption es gehört, unentbehrliches Altes wieder zugänglich zu machen. Aber Suhrkamp! Das war doch einmal eine Front, an der die wissenschaftliche Diskussion in Philosophie, Soziologie, Geschichtswissenschaft und Politik ausgetragen wurde; gewiß auch zuweilen mit kurzlebigen, oberflächlichen, modischen Schriften, immer aber doch die Entwicklung nach vorn, streitbaren Geistes, und auf unentschiedene Fragen hin orientierend. Das Suhrkamp-Programm war ein junges Programm - und seine »Alten« waren die jungen, feurigen, Jugend begeisternden Alten wie Bloch und Marcuse.

Ist der Verlag mit seinen einst jungen Autoren gealtert? Mehr noch als dies: Er ist hinter sie zurückgegangen. Bei einem Drittel der Verfassernamen des Weißen Programms ist ein Todesdatum vermerkt, meist schon mehr als 15 Jahre zurückliegend. Einige der Lebenden gehören zur Generation der 70-80jährigen. Dagegen entdecke ich keinen, der unter 40 ist. Für mich heißt das: In diesem Programm ist das Gleichgewicht zwischen Tradition und Fortschritt gestört. Natürlich können auch alte Herren dem wissenschaftlichen Fortschritt noch neue Impulse geben (Bateson im Weißen Programm, Needham außerhalb sind Beispiele dafür) oder gar ganz neue weltanschauliche Paradigmen setzen: Bloch war 60, als er das »Prinzip Hoffnung« beendete und 74, als es bei Suhrkamp erschien; Kant veröffentlichte mit 57 sein erstes Hauptwerk, die »Kritik der reinen Vernunft«, die anderen folgten. Aber der Boden, auf dem Wissenschaft und Philosophie gedeihen, ist doch die produktive Unruhe der Jüngeren. Ein Verlag, der Neuerscheinungen zurückstellt oder sich auf ihr Wagnis gar nicht erst einläßt und stattdessen Altbewährtes massenhaft verbreitet, zerschneidet das Kontinuum der Wissenschafts- und Geistesgeschichte. Das wirkt sich auch auf das Niveau der relativ neuen Publikationen aus. Waren einst Adornos »Minima Moralia« und die »Negative Dialektik« die Sternbilder, so ist dies nun Rortys flaches, historisch weithin falsches, theoretisch inkonsistentes Schluderwerk »Der Spiegel der Natur« (das einzige wirklich schlechte Buch des Weißen Programms). In einem lebendigen Strom der Auseinandersetzung hätte ein solches Werk (wie manche frühere des Verlags) Spielmaterial des Denkens sein können. Jetzt, in der Präsentation der Solitäre, wirkt die Aufwertung von prätentiösem Talmi peinlich und reduziert die Maßstäbe.

Was soll also das Weiße Programm außer, was legitim ist, Geld machen? Ob Unseld das will oder nicht: Ein solches Programm hat einen regressiven kulturpolitischen Effekt. Es stärkt das konservative Klima - nicht so sehr durch die einzelnen in ihm versammelten Titel, sondern durch die Abschottung gegen Aktualität, durch die Verweigerung gegenüber dem Nachwuchs. Die Mischung, die einst die *edition suhrkamp* ausmachte, war eine bewußtseinsprägende Matrix; sie war ein Steuerungselement für die geistige Lage der Nation. Die Taschenbuch-Reihe *stw* ergänzte ‚die *edition.* 25 Jahre lang orientierten sich die geistig Interessierten am Suhrkamp-Angebot.

Am Weißen Programm kann man sich delektieren, man kann Erkenntnisgewinn daraus ziehen. Orientieren kann man sich daran nicht. Insofern wirkt es weltanschaulich desorientierend. Die Schulen und Universitätsseminare werden von den preisgünstigen Texten Gebrauch machen (die sogar noch die Fotokopierkosten unterlaufen). Eine solche Bildung von gestern wird das Bewußtsein von morgen vorzeichnen. Kritische Distanz wird nicht mehr mitproduziert, die Forderungen der sechziger Jahre sind vergessen. Wohlgemerkt: Ich bin dafür, daß wir die Substanz von gestern nicht als Ballast abwerfen; aber sie muß doch in einem gegenwärtigen Diskurs Platz finden. Gerade wer den dummen Schlagwort-Gegensatz von »affirmativ« und »kritisch« für falsch hält, kann den konservativen Rückzug in die kaufmännische Sekurität der mündelsicheren Werte nicht gutheißen. Da wird die Substanz versteinert.

Unseld nimmt den Mund voll: »Es scheint so, als habe der Zeitgeist, das zeitgenössische Bewußtsein irgend etwas Neues mit 'Vernunft' im Schilde... Der Begriff ist in einer Gärung, er formiert sich neu und scheint sich gegenüber vielem, was in ausgegrenzten Bereichen lag, öffnen zu wollen.« Und dann zitiert er Dieter Henrich: »Denken, das auf ein Ganzes geht, ist eine Sache der Menschheit.« Nun, die alte metaphysische Intention aufs Ganze ist vielen der hier vorgelegten Werke wohl eigen, und wir können davon lernen. Aber gerade die Neuformierung der Vernunft - und was sie bedeuten möge - finde ich kaum; vielleicht bei Luhmanns Erörterungen über die Liebe, vielleicht bei Moscovicis Umkreisen des Naturkonzepts. Der Filter Verlagsprogramm hat die Reiseberichte von der Ausfahrt ins Ungewisse ausgesiebt. Das Narrenschiff liegt auf der Stelle. Windstille.

Konkret 08/84, S. 89

Matthias Altenburg

Bücher: Cannabis statt Alpenveilchen

R. D. Brinkmann und R,R. Rygulla (Hrsg.): ACID - Neue amerikanische Szene, Rowohlt Verlag 1983 (Neuauflage), 420 Seiten, 19,80 DM

Jörg Schröder (Hrsg.): MAMMUT, März Texte 1 & 2, 1%91984, März Verlag 1984, 1284 Seiten, 35 DM

Aufgewachsen unter Vätern, die nichts gesehen und gehört hatten, lernten wir, die heute Fünfundzwanzig-, Dreißigjährigen, von ihnen nur eins: daß man die Schnauze halten müsse, wolle man sich nicht das Maul verbrennen.

ich weinte viel in diesen Jahren zwischen bravem Bub und pubertärem Mucker. Wegen der verfolgten Christen im Osten, wegen der armen, kleinen Negerkinder in Afrika und USA und wegen Gabi, die mit einem anderen ging, obwohl ich sie seit Jahren liebte. Weil man uns nichts erzählte, mußten wir lesen, wollten wir trotzdem wissen, wo wir herkamen, wohin die Reise gehen könnte. Orientierungslos wie wir waren, gerieten wir - wen wunderts? - prompt an Surrogate. Anstatt mit einer Frau auf einer Wiese, nichts was wir sehnlicher wünschten, lagen wir mit Hermann Hesse, Henry Miller und Jack Kerouac im Bett der elterlichen Wohnung, träumten uns weg aus dem längst zu eng gewordenen Kinderzimmer, hin nach Montagnola, nach Clichy, und auf die Road, auf hohe Berge, bis nach Indien. Immer auf der Suche nach »Stellen« wichsten wir uns die Finger krumm und bekamen ganz nebenbei eine gehörige Portion falscher Träume eingeblasen. Das war 1973.

»Für lange Haare, gegen Einbauküchen; Cannabis statt Alpenveilchen« - viel mehr war nicht durchgedrungen, durch die paar Jahre, die uns trennten von der Möglichkeit, dabeigewesen zu sein, bei den vermeintlichen Stürmen der Roaring Sixties. Aber wie selbstverständlich hängten wir uns das Strichfoto von Che Guevara an die Wand, direkt neben den Starschnitt von David Cassidy; beides gabs derweil als »Bravo«-Poster. Und wir lasen »Acid«.

immer wieder »Acid«, die '69 von Rygulla und Brinkmann herausgegebene Sammlung von Texten der sogenannten neuen amerikanischen Szene. Soviel Fick in Wort und Bild gab es sonst nur im Porno und den lehnten wir ab, wir lieben, sozialdemokratisch verzogenen Gesamtschüler. Nannte sich der Porno aber Popkultur, dann durften wir. Daß mehr dahinter steckte, auch Richtiges, auch Wichtiges, merkte ich erst, als ich Jahre später Brinkmanns Nachwort las. Was wir als Wichsvorlage benutzt hatten, war als neue Ästhetik geplant gewesen. Die Entwicklung der Produktivkräfte, die zunehmende Technisierung des. Alltags, die massenhafte Veränderung der Wahrnehmung durch die Einführung des Fernsehens sollte endlich Eingang finden in ‚eine zeitgemäße Kultur. Die Welt war kleiner geworden, die Glotze hatte dafür gesorgt. 1969, im Erscheinungsjahr von »Acid«, hatten 84 Prozent der bundesdeutschen Haushalte ein eigenes TV-Gerät. Zehn Jahre zuvor war man zur Flimmerstunde noch in die Kneipe ums Eck gegangen. Jetzt erlebte eine ganze Nation, zu Käsehäppchen und Bier, den Vietnamkrieg im heimischen Wohnzimmer. »Aufgeklärtes Bewußtsein«, schrieb Brinkmann, »nutzt allein nichts. es muß sich in Bildern ausdehnen, Oberfläche werden« und fragte, »warum nicht ein Gedanke die Attraktivität der Titten einer 19jährigen haben sollte, an die man gerne faßt ... « Na schön. Die jungen Schreiber bestanden darauf, 'schlechte' Literatur zu produzieren. Die Tonbandaufnahme eines Stammtischgesprächs galt als genauso belangvoll, wie ein aus Schlagzeilen montiertes Gedicht. Aber all der Kulturmüll wurde nicht parodiert, er wurde integriert. Solange, bis der Comic vom behaupteten Kunstwerk nur noch im Preis unterscheidbar war. Man dachte: »Die Beschränkung auf die Oberfläche führt zum Gebrauch der Oberfläche und zu einer Ästhetik, die alltäglich wird. « Und das war ein Irrtum. Denn statt den Alltag zur Kultur zu bringen, hatte man lediglich das intellektuelle Dekor geliefert für den endgültigen Einzug des Kommerz in die bis dahin schwerfällige Kunstszenerie. Ab jetzt war alles erlaubt. Und weil man ganz avant, ganz Gegenwart sein wollte, entledigte man sich auch gleich des Rückhalts, den eine Verwurzelung in den Traditionen der europäischen Kultur hätte geben können. Denn was alt war, galt als dumm und was klug war, galt als stumpf. Man wollte »jetzt, jetzt, jetzt« leben, ohne die Hypotheken der Vergangenheit, ohne die Anstrengungen der Dialektik, »unbekümmert um das Urteil der Welt«, wie schon einmal eine Generation deutscher Intellektueller, wie die Frühromantiker der »Jenaer Kreise«. Und wie damals, war es auch 170 Jahre später die Welt, die nicht unbekümmert blieb, war es die »schlechte Wirklichkeit«, die sich als stärker erwies.

Und die enttäuschten Träumer? Einige blieben da, kämpften und lernten dabei. Viele hauten auch ab: nach innen, auf die Nadel oder nach irgendeinem Poona.

Nur Jörg Schröder, Verleger der gelben März-Bücher, macht weiter, als wäre nichts passiert zwischen Kohl und Beat, zwischen Punk und Brandt. Er blieb, was er war: ein scharfer Kritiker unserer Wirtschaftsordnung, besonders der des Verlagswesens, besonders, wenn März betroffen ist.

Ich rufe bei Märzens an, bitte um ein Rezensionsexemplar von »Mammut«, der neuesten Anthologie des Hauses, und frage, ob man mir nicht »Acid« nochmal mitschicken könne. »Nee«, sagt Frau Barbara Kalender, Lebensgefährtin und Mitarbeiterin Schröders, »haben wir nicht mehr. Gibts jetzt bei Rowohlt. Hat aber nichts mit 'Mammut' zu tun.« Jetzt hab ich das Ding vor Augen, und was lese ich auf dem Umschlag? »Was »Acid« für die späten 60er Jahre war, ist »Mammut« für die mittleren 80er.« Aha, kriegen wir also doch den alten Schmonzes nochmal aufgetischt.

»Mammut« hat 1.300 Seiten, nix als Kraut und Rüben, aber kommt daher wie die Bibel. Natürlich anti-künstlerisch, natürlich anti-seriös: je trivialer, desto Kunst. So freut sich denn die. »taz«, daß »in dieser dicken Wundertüte jede(r) fündig werden kann«, und daß die 35 Mark für den Band nicht zu teuer sind, »denn schließlich braucht man sich in diesem Jahr kein Buch mehr zu kaufen. « Denn schließlich hat Leslie A. Fiedler ja schon gesagt, wo wir leben, nämlich »in einer sehr anderen Zeit .- apokalyptisch, antirational, offen romantisch und sentimental; einer Zeit freudvoller Misologie und prophetischer Verantwortungslosigkeit ... inmitten einer großen religiösen Renaissance.« Den Proletariern aller Länder ruft er zu, »daß nicht Arbeit, sondern Vision die angemessene Tätigkeit des Menschen ist«. Seitdem haben bereits Tausende Lohnabhängige ihre Stelle gekündigt und sich stattdessen einen Videorekorder gekauft. Nun ja, so ist das: wer in Harlem einen Furz läßt, wird in Bad Hersfeld als Tubabläser gefeiert.

Kein Klatsch ist so öde, als daß ihn Schröder - nicht nur Verleger und Herausgeber, auch Hauptautor des Bandes - nicht doch noch erzählen müßte. Keine Unvernunft ist so alt und so klebrig, als daß sie in »Mammut« nicht Eingang als die neueste Botschaft der Postmoderne gefunden hätte. »Mode«, sagt Benjamin, »ist die ewige Wiederkehr des Neuen.« Und wenn Florian Havemann sich über die DDR-Bevölkerung mokiert, »kein Volk, Masse war's«, dann ist er durch die Hintertür halt doch wieder ins Wohnzimmer der Eltern geraten, deren Distinguiertheit er gerade noch wortreich verurteilt hat. Er selber allerdings, weil er in der Karl-Marx-Allee mal laut *Scheiße* gerufen hat: »intellektuelle Avantgarde«, versteht sich.

Ja, was denn, auf dreizehnhundert Seiten kein kluges Wort zwischen Nina Hagen und Hubert Burda, zwischen Andy Warhol und Peter Kuper? Ach, doch! Kennen Sie Karl, Philipp Moritz, den Autor des »Anton Reiser«, diesen geschlagenen Anwalt des vierten Standes, der Goethe vorkam »wie ein jüngerer Bruder von mir, von derselben Art, nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin«? Weiß der Teufel warum, aber der März-Verlag hat Moritz' »Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelenkunde« in die Anthologie aufgenommen, und - was noch schöner ist - er stellt eine kommentierte Neuedition des gesamten, zwischen 1783 und 1793 erschienenen Magazins in Aussicht. Hab ich auf März geschimpft?

Konkret 08/84, S. 92

Marina Ludemann

Bücher: Überlebenshelfer

Michael Schneider: Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom. Essays, Aphorismen und Polemiken, Verlag Kiepenheuer & Witsch 1984, 318 Seiten, 14,80 DM

Mythos statt Geschichte, Selbstversenkung statt Aufklärung; Resignation und Katastrophenstimmung - das sind die Stichworte, die in bürgerlichen Feuilletons wieder aktuell sind. Der gesamte Betrieb hat die Fenster verdunkelt und spielt Weltuntergang. Bis auf ein paar Spielverderber, die sich bei den ranzigen Todesmythen der »professionellen Kassandras« nicht gruseln. Einer von ihnen ist Michael Schneider. In seinem jüngsten Essayband beschreibt er die derzeitige Modeströmung des Katastrophismus treffend als Ersatz-Religion. Wie die Tintenfische würden die Apologeten des Angstkults im trüben Gewässer schwimmen und gar nicht merken, »daß die Finsternis um sie herum auch das Produkt ihrer eigenen Ausscheidung ist«. Natürlich sind die atomare Bedrohung, die Arbeitslosigkeit und das Waldsterben reale Probleme, die keinen undifferenzierten Fortschrittsoptimismus mehr zulassen. Zu diesen politischen und ökologischen Katastrophen gesellt sich nun auch noch eine »Bewußtseins-Katastrophe«, die »wie ein Säurebad mit den historisch überholten technokratischen Fortschritts- und Aufklärungsbegriffen zugleich auch das Geschichtsbewußtsein, die sozialen Utopien und weithin auch das politische Engagement der Intellektuellen zersetzt hat«. Marx und der Kritischen Theorie wird abgeschworen, Brecht gilt als überholt, Benn, Heidegger und Nietzsche haben Hochkonjunktur. Genauso »radikal« wie viele Polit-Rebellen 1968 einem marxistischen Dogma huldigten und die Revolution ausriefen, genauso unvermittelt vertreten sie jetzt das Gegenteil: eine agnostizistische Betroffenheitshaltung oder, wie Michael Schneider es nennt: »Existentialismus des schieren Überlebens«.

Dabei scheint es sich trotz der bevorstehenden Apokalypse ganz gut (über)leben zu lassen, jedenfalls wenn man, wie viele ehemalige Achtundsechziger, auf einer Professorenstelle sitzt oder zur hochdotierten Prominenz des Kulturbetriebs gehört, die die Endzeitstimmung braucht, damit das Geschäft floriert. Michael Schneider findet sie einfach nicht überzeugend, diese »Apokalyptiker mit Bäuchen«. Er mag sich ihrem gutbezahlten Gesinnungswandel nicht anschließen, sondern beharrt auf dem »Prinzip Hoffnung«. Er ist konservativ in einem progressiven Sinne, was heute heißt: »Die Bestände der kritischen Gesellschaftstheorie vor der Verramschung durch einen Feuilletonismus zu bewahren, der sich um so 'progressiver' gebärdet, je morbider und korrupter er wird«. Gegen diesen zeitgenössischen Feuilletonismus, einer »journalistischen Phrasen-, Vorurteils- und Lügen-'Kultur'« zieht er zu Felde. Er gebraucht dabei die »beiden großen Emanzipationstheorien unserer Epoche«, den Marxismus und die Psychoanalyse.

Bei Schneider scheint die Synthese geglückt, etwa wenn er das Psychogramm seiner Generation, der Nachkriegsgeneration, zeichnet, die nun ihre im Wirtschaftswunder kollektiv verdrängte Depression auslebe.

Nicht immer entgeht er dabei der Gefahr allzu grober Verallgemeinerung, die sich dann einstellt, wenn individualpsychologische Beobachtungen auf ganze Völker oder Gesellschaftssysteme übertragen werden. Zum Beispiel: der Rüstungswettlauf in Ost und West als Folge einer latenten Selbstmordbereitschaft, als »innere Todeskrisen« zweier Systeme? Die Kategorien des dialektischen und historischen Materialismus schienen Schneider hier nicht mehr auszureichen, doch sind die Erklärungsmuster der Psychoanalyse in diesem Zusammenhang noch viel weniger überzeugend.

Überzeugen kann dagegen Michael Schneiders konstruktive Demontage marxistischer Dogmen. Es geht ihm nicht um das theoretisch-distanzierte Herbeten einer kanonisierten Lehre, sondern deren Aktualisierung und praktische Anwendung. Für den Schriftsteller bedeutet das: Engagement und Parteilichkeit. Dem »No future«-Lebensgefühl der Jugend sei mit intellektuellem Nihilismus nicht zu begegnen, das sollte die Intelligenz aus der Geschichte gelernt haben. Die Reaktion befriedige sonst das Bedürfnis nach positiver Wertsetzung in ihrem Sinne. Aufzuhalten seien die »Heilsbringer von rechts« nur, indem man ihnen »ein anderes Positivum, einen anderen Fortschrittsbegriff, ein alternatives Wertesystem entgegenstellt«. Deshalb müsse die Intelligenz hierzulande ihren eigenen Negativismus negieren und »zu einer positiven Inhaltsbestimmung dessen gelangen, was Aufklärung, Vernunft und Fortschritt unter heutigen Bedingungen heißen kann«. Michael Schneiders »konkrete Utopie« heißt: der »Dritte Weg« - »in Richtung auf einen freiheitlichen und ökologisch aufgeklärten Sozialismus«.

Konkret 08/84, S. 93

Gerd Fuchs

Bücher: Elend auf Bütten

Tänzer im Span. Zu beziehen über Peter Mathews, Hohe Weide 58, 2 Hamburg 20,80 DM

Der Span, Große Freiheit 58, oder auch Grünspan, das Hamburger Disco-Fossil: Sabine Rosenbladt beschreibt es, Jürgen Hockauf und Christoph Kramer versuchen, ihm zeichnerisch und malerisch beizukommen. »Tänzer im Span«. Sieht aus wie ein dünnes Buch, schlägt sich auf wie dreiteiliger Altar. Links Sabine Rosenbladts ausgezeichneter Text (dazu Zeichnungen), in der Mitte zwei Originallithografien, rechts ein Leporello, der, auseinandergefaltet, Reproduktionen von acht Ölbildern von Hockauf und Krämer zeigt. Eine buchkünstlerische Delikatesse.

Doch geht das zusammen? Das Elend auf Bütten, die Verzweiflung in Öl, der kleine Rausch des Vergessens durchgefühlt mit weichem, sensiblem Blei? Und warum nicht? Warum nicht gerade? Warum soll das Beste für die Schlechtweggekommenen nicht gut genug sein. Die acht Bilder von Hockauf und Krämer sind Bewegungsstudien von enormer Farbintensität und halten doch mehr fest als Bewegungsphasen, vielmehr Momente von Selbstvergessenheit und Beisichsein, von Verlorenheit und Kraft. Sie sind Umsetzung der Lichtgewitter, die der Light-Jockey mit seinen Projektoren jeden Abend entfesselt, und gleichzeitig die Ausdifferenzierung der Bedingungen, unter denen hier jeder seinen Traum tanzt, und nicht nur im »Grünspan«. Die Diskothek jetzt, die Peepshow bei Krämer davor: das sind nicht bloß malerische Sujets, das sind für diese Gesellschaft charakteristische, zentrale Orte. Sich von ihnen Bilder zu machen, heißt, unseren Verhältnissen ans Gedärm zu gehen.

»Tänzer im Span« ist die dritte Nummer der Reihe »Schriftbild«, herausgegeben von Max Bartholl, Christoph Krämer und Peter Mathews, drei fanatischen Bibliophilen, einsame Ästheten in der gestaltlosen Flut fotomechanisch gesetzten Augenpulvers, das zu Wegwerfware komprimiert unverschämterweise unter der Bezeichnung Buch verkauft wird. Ihr Band hat eine Auflage von 200 Exemplaren plus 50 für die Autoren, ihm liegen zwei signierte und numerierte Originallithographien bei.

Konkret 08/84, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Nouvelle cuisine. Man hatte uns Ananas in Alaska versprochen. Und was haben wir gekriegt?

Kohl in Mexiko

Dort wurde der Kanzler, nach Auskunft der »Welt«,

von den Mexikanern »Ellmud Koll« genannt.

Von wegen Asch muet.

Nachricht aus dem Reich des Bösen:

Jahrzehnte in Castros Kerkern: »Es war die Hölle auf Erden«

Da aber seit Luis Trenkers »Die Hölle am Piz Palü« die Vorstellung des Inferno zwischen ziemlich heiß und saukalt schwankt, will man's genauer wissen und blättert, nach Lektüre der »Welw, in der »Welt am Sonntag«:

1979 verließ Chi Cuong Giang seine vietnamesische Heimat. Der Junge war 15 Jahre alt. Er erinnert sich: »Die Kommunisten hatten uns das Leben zur Hölle gemacht. Die Partei diktierte den Stundenplan meiner Schule. Das Restaurant meiner Eltern hatte immer weniger Besucher. «

Bibel-Exegeten, aufgepaßt! Hölle ist: niedergehende Gastwirtschaft mit hessischen Rahmenrichtlinien.

Am Todestag des Jurij Andropow fragte ein Redakteur im Fernsehen den Ost-Experten der »Spiegel«-Redaktion, wer denn wohl Nachfolger im Amt des Generalsekretärs werde. Fritjof Meyer holte tief Luft, um den zwei Worten, die er ausstieß, Bedeutung zu verleihen:

Dimitrij Ustinow

Tags darauf wurde Konstantin Tschernenkow gewählt, was den Meyer so erboste, daß er sich entschloß, den Informanten, der den »Experten« in die Irre geschickt hatte, öffentlich zu denunzieren. Kurz darauf hieß es im »Spiegel« über den Bundesnachrichtendienst (BND):

Einstweilen jüngste Pleite des BND: Vier Tage vor dem Tod des sowjetischen Staats- und Parteichefs Jurij Andropow trug (BND-)Präsident Blum ...die Namen der drei aussichtsreichsten Nachfolger vor. Statt Blums Favoriten Dimitrij Ustinow (»mein Geheimtip«) ... stieg Tschernenkow an die Kreml-Spitze auf - ihm hatte der Präsident nur geringe Chancen gegeben.

Ätsch.

Zwei von Meyers Kollegen interviewten den Sänger Yves Montand:

Montand: Darf ich Ihnen einmal eine Frage stellen?

»Spiegel«: Bitte sehr!

Montand: Sie arbeiten nicht zufällig für das KGB?

»Spiegel«: Soweit wir wissen, nein.

Warum so bescheiden, die Herren? Fehlte der Mumm, mannhaft zu antworten: »Ganz im Gegenteil«?

Überschrift aus der »Frankfurter Allgemeinen« im 35. Jahr der Republik:

Selbst im Kanzleramt nach wenigen Jahren schon ein Dachschaden

Doch dann hält auch wieder der Ernst des Lebens Einzug, der weiß, wo oben und unten ist sowie auch hinten und vorn:

Es paßte nicht in das fortschrittliche Muster des (Scheidungs-) Rechts, daß nach fünf Jahren oder acht Jahren Ehe eines Unternehmers mit einer Stenotypistin dieser auf Lebenszeit Anspruch auf Unterhalt nach Unternehmermaßstäben zukommen sollte.

Ist doch wahr, erst verdreht die Tippse mit dem knackigen Hintern dem armen Chef den Kopf, und dann, wenn jener so welk geworden ist wie dieser schon war, will sie auch noch die Hälfte des bei Unternehmern bekanntlich stets bescheiden bemessenen Haushaltsgeldes - wovon, bitte, soll der Mann der ‚nächsten Stenotypistin fünf oder acht Jahre Ehe nach Unternehmermaßstäben versprechen? Daran denkt wieder mal kein Aas, außer dem Friedrich Karl Fromme, natürlich.

Ideal und Wirklichkeit:

Hubschrauber fliegen das freie Wort aus diesen Festungen heraus, wie einst die letzten Verwundeten aus Stalingrad herausgeflogen wurden.

So beschrieb die »Bild«-Zeitung die Auslieferung der »FAZ« aus ihrer bestreikten Druckerei. Eines der letzten verwundeten freien ausgeflogenen Worte lautete:

Heinz Jentzsch schließlich, bei dessen fünftem Derby-Sieg endlich einmal der Stall-Jockey im Sattel saß, tat das, was er nach großen Triumphen meistens praktiziert. Er nahm Ehefrau und Ehrenpreis unter den Arm und eilte von der Stätte des Erfolges, den Rummel, den Trubel hinter sich lassend.

Dafür heftete die Redaktion zwei Ritterkreuze an: ihm vorne- und der Ehefrau, nach Lage der Dinge, hintendrauf.

Ein neuer Stern ist aufgegangen:

Der Junior in der Bonner Ministerriege, Wirtschaftsminister Martin Bangemann, muß nachsitzen. »Morgens, mittags, abends, Akten, Akten, Akten«, sagte er der »Morgenpost« auf die Frage, was er lese. »Und zwischendurch Essays über meine Lieblinge, Goethe und Thomas Mann.«

Denn dieser hat in seinem Roman »Joseph und seine Brüder« die Geschichte des Ertl-Liberalismus aktenmäßig aufgearbeitet, jener das Büchsendrama »Pandora« verfaßt (und bekanntlich ist Bangemann mit der Tochter eines Dosenfabrikanten verheiratet, kann sich da also voll einbringen).

Man weiß ja, daß die »Frankfurter Allgemeine« als »ständigen Berater des Herausgebergremiums« nicht geradezu einen Demokraten beschäftigen kann, aber daß der Robert Held es immer gleich so zeigt:

Solche Töne mögen irgendwelchem Wahlvolk wohlgefallen

das muß etwas bedeuten. Vielleicht ist Held das allerletzte freie Wort, das noch nicht aus Stalingrad ausgeflogen werden konnte.

Weil Hans Zehrer im Juni 85 Jahre alt geworden wäre (manches bleibt einem ja doch erspart), hat Walter Görlitz in der »Welt« an den einstigen Chefredakteur und »Bild«-Kommentator erinnert:

In den Jahren, in denen Hitler an die Tore der Republik pochte, hat er als Herausgeber der Zeitschrift »Die Tat«, als einer der Gründer des sogenannten »Tat-Kreises« und als Chefredakteur der »Täglichen Rundschau« in Berlin einen dritten Weg zwischen Kapitalismus aufzuzeigen versucht.

Nicht dem Görlitz, aber dem Setzer ist es gelungen, aufzuzeigen, durch welches dritte Tor dieser dritte Weg führen sollte.

Sie wollten mal ne ganz andere Tageszeitung machen, eine »alternative«. Und ein paar Jahre später, anläßlich eines Verkehrsunfalls mit Todesfolge, kommt alles heraus. Überschrift:

Bayern ist erschrocken

Es folgt:

Selbst die, die für die CSU und ihren Anführer nur Hohn und Spott übrig haben, schweigen betroffen. »Ich hab erst mal schlucken müssen«, sagt die Frau mit der Einkaufstasche und dem Regenschirm. Zwei Meter entfernt an der Trambahn-Haltestelle steht die nächste: »Es ist so furchtbar, sie hat doch niemand was getan. «

Sehr im Gegensatz zu den anderen 12.000, die in diesem Jahr auf den Straßen der BRD ums Leben kommen. Aber das sagt der »taz«-Redakteur keineswegs, sondern:

Der Ministerpräsident hat für diese Woche alle Termine abgesagt, heißt es, und ich ertappe mich bei Mitleidsgefühlen.

Sohnemann oder Töchterchen: was gibt's da zu ertappen? Ich weiß schon: So ein bißchen geniert es dich halt doch, daß deine Gefühle im prominenten Falle des Unfalles so identisch sind mit denen von Papa und Mama (und vielleicht ganz allgemein, he?). Alternativer Trauerrand? Das wäre, wenn ihn einer mal halten könnte.